

# Baltische Monatschrift.

---

Ersten Bandes sechstes Heft.

März 1860.

---

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt  
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:  
Coll.-Rath Schüze.

1801

1801

1801

## Der naturwissenschaftliche Unterricht in der Volksschule.

---

Es fehlt in der pädagogischen Literatur, namentlich Deutschlands, nicht an Schriften und einzelnen Abhandlungen über das obige Thema, und so könnte es scheinen, als wäre die erneuerte Besprechung eines schon so vielfach discutirten Gegenstandes überflüssig. Berücksichtigen wir jedoch die Besonderheiten, wie sie durch die politische, ethnographische und geographische Stellung unserer baltischen Provinzen bedingt sind; bedenken wir ferner den Umschwung, in dem sie gegenwärtig, eben so wie das ganze große Reich, begriffen sind und der seinen Einfluß nicht nur auf Handel und Verkehr, sondern auf alle Lebensverhältnisse erstrecken wird oder bereits erstreckt hat und nicht verfehlen kann, ihn auch auf die Volksschule auszuüben, so kann man es nicht für ein eitles Bestreben erachten, den Gegenstand unter den eigenthümlichen durch Zeit und Ort gegebenen Gesichtspunkten zu betrachten, die wir hier vorzugsweise im Auge behalten wollen.

Wie die Hochschule, wie das Gymnasium und die ihm parallel stehende höhere Realschule, wie die Handels-, Gewerbs- und andere specielle Fachschulen den Gegenstand aufzufassen und zu behandeln haben, bleibe hier unberührt. Jede einzelne der genannten Arten von Instituten hat andere Ziele zu verfolgen, andere Kräfte zu verwenden und über andere Mittel zu gebieten. Wollten wir uns aber auf das beschränken, was ihnen allen in der obigen Beziehung gemeinsam sein kann und muß, so würden wir uns in allgemeine Abstractionen zu verlieren Gefahr laufen.

Wir müssen gleichwohl eines Gegenjages hier ausführlicher gedenken, der sich außerhalb des Kreises der Volksschule gebildet hat. Die früheren Zeiten wußten sehr wenig von den jetzt sogenannten Realschulen; die Stufenleiter war einfach: Schule, Gymnasium, Universität. Führten die einzelnen Institute auch nicht immer diese Namen, so konnte man sie doch sachlich unter eine dieser drei Stufen classificiren. Die größere Einförmigkeit des Lehrstoffes, die Beschränkung auf wenige Fächer gestattete dies. Indem man die Bildung für besondere Berufsarten ganz oder größtentheils dem Leben außerhalb der Schule überließ, war keine Veranlassung gegeben, von der seit dem Mittelalter, resp. der Reformation, herkömmlichen Art und Weise im Ganzen und Großen abzugehen. Unbestritten herrschte die Philologie, die eigentlich sogenannte classische Bildung (d. h. ausschließlich Latein und Griechisch) galt für den einzigen Maßstab der intellectuellen Werthschätzung, so daß selbst der, der z. B. sich die Förderung der Naturwissenschaften zum Lebensberuf erwählte, doch nur insofern für einen Gelehrten galt, als er an dieser classischen Bildung participirte. So rangirte man noch im Beginne dieses Jahrhunderts Göthe unter Wieland und Herder, aus dem einzigen Grunde, weil die beiden letztgenannten ihn an philologischen Kenntnissen übertrafen. Alles Uebrige zählte nicht mit.

Es ist anders geworden. Mag man sich darüber beklagen oder sich Glück wünschen, die Thatsache steht fest: es ist anders geworden. Wissenschaften, denen die frühere Zeit kaum oder gar nicht diesen Namen zugestand, mit denen sie nichts anzufangen wußte und die dem, der sich ihnen widmete, weder Lohn noch Ruhm verhiessen, haben sich der Vergessenheit, der entwürdigenden Abhängigkeit entrisen und ein selbstständiges Dasein gewonnen. Nach innen wie nach außen erstarkt, bilden sie eine Macht in unserer Zeit; als eine nicht mehr abzuweisende Nothwendigkeit für das praktische Leben kann sie Niemand mehr, welches Standes und Berufes er auch sei, ferner ignoriren.

Die Schule als solche hatte an dieser Umgestaltung keinen oder doch nur einen sehr mittelbaren Antheil. Sie verhielt sich sogar, und am meisten das Gymnasium, anfangs vorherrschend feindlich der neuen Zeitrichtung gegenüber. Als beispielsweise in Baiern (um 1825) zur Sprache gebracht wurde, daß von den 32 wöchentlichen Lehrstunden auf den dortigen Gymnasien 24 den classischen Sprachen und nur 8 allen übrigen zusammengenommen gewidmet wären, fanden einzelne Stimmen selbst diese 8 noch zu viel. Man hatte den Unterricht in den classischen Sprachen so

in die Breite (weniger freilich in die Tiefe) ausgedehnt, daß eigne Lehrstunden den Uebungen im Versemachen, natürlich nur in den antiken Formen, gewidmet waren, sollte auch nicht mehr dabei herauskommen als ein nuper quidam doctus coepit scribere versus; daß die einzelnen, von der Schule recipirten, classischen Autoren jeder mit besonderen Lehrstunden im Lectionsplan bedacht waren u. dgl. m. Die Zumuthung, dies aufzuheben oder zu beschränken, und das nicht etwa zu Gunsten eines andern Autors oder der andern classischen Sprache, sondern einer außerhalb des Kreises der „Gelehrsamkeit“ stehenden Kenntniß — diese Zumuthung stieß auf entschiedenen Widerspruch. Der Versuch aber, die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden überhaupt unter irgend einem Titel zu vermehren, um ohne Beeinträchtigung des bisherigen classischen Cursus für andere Wissenszweige Zeit zu gewinnen — dieser Versuch konnte nur zur geistigen Ueberladung des Schülers führen, nicht zum Vortheil seines Lernens, wohl aber zum Nachtheil für Leib und Seele.

Die Beschränkungen der Stundenzahl für die classischen Studien, zu denen das Gymnasium sich verstehen konnte und allmählig auch verstand, reichten nicht hin, um den täglich wachsenden Anforderungen der Realien zu genügen. Zweckmäßigere Lehrmethoden einerseits, wie andererseits Ausschcheidung alles dessen, was als Pedanterei der alten Zeit bezeichnet werden konnte, führte nun wohl dahin, mit der Hälfte der gesammten Stundenzahl, hin und wieder selbst noch etwas weniger, für die classischen Sprachen auszureichen; aber diese Concession, gegen die unsere Rigoristen fortwährend protestirten, erschien dem andern Theile nicht hinreichend; und mehr konnte man doch billigerweise von den Gymnasien nicht erwarten, wenn sie sich nicht selber untreu werden und dem Zwecke ihrer Stiftung sich entfremden wollten.

Es war klar, die Forderungen beider Theile, obwohl beide berechtigt, waren unvereinbar geworden, und dies führte zu einer Sonderung in philologische und Realgymnasien. Freilich nicht so, daß die ersteren die Realien ganz aus ihrem Plane entfernt noch die Realgymnasien die classischen Sprachen, namentlich Latein, ganz gestrichen hätten. Nur das entschiedene Vorherrschende des einen oder des andern Principis sollte den Gegensatz bilden.

So sah Berlin schon unter Friedrich dem Großen eine Realschule entstehen (man reservirte den Namen Gymnasium für die eigentlich philologische), die unter mancherlei Umgestaltungen ihren hohen Ruf seit fast einem

Jahrhundert fortwährend behauptete und deren wohlthätigen Einfluß auf Hebung und allgemeinere Verbreitung der Wissenszweige, von denen sie den Namen führt, Niemand verkennen kann. Andre Länder und Städte sind diesem Beispiele gefolgt, einzelne selbst vorangegangen, theils durch Errichtung neuer Anstalten dieser Art, theils durch Umgestaltung bestehender Gymnasien in meist viel besser frequentirte Realschulen. Sie haben sogar in neuerer Zeit nach oben hin durch das sogenannte *Polytechnicum*, das gleichen Rang mit der Universität beansprucht, eine Stufe mehr gewonnen, und wenngleich die Volksschule aus innern Gründen eine solche Scheidung nicht vornehmen kann, so hat doch die, welche sich auf den höheren Stadien des Unterrichts vollzogen hat, auf sie nicht ohne wesentliche Einwirkung bleiben können.

Unsere baltischen Provinzen konnten mit dem, was sich im Auslande und vor allem in Deutschland gestaltete, nicht gleichen Schritt halten, und wir beklagen dies nicht. Ihre allgemeinen Verhältnisse waren eben vielfach anders als draußen gestaltet. Zu der dünneren Bevölkerung (ihre Dichtigkeit steht jetzt zu der von Deutschland etwa wie 1 : 4) gesellte sich noch das Zurücktreten des städtischen Elements. In Deutschland ist jeder vierte Einwohner ein Städter, bei uns erst der zehnte. Dort leben 900 bis 1000 Städter auf einer Quadratmeile, bei uns 100; dort findet sich auf 4 Quadratmeilen eine Stadt, bei uns erst auf 60, wobei noch Orte wie Pillten, Baltischport, Schloß, die wohl nach polnischem, aber nicht nach deutschem Maßstabe zu den Städten gerechnet werden können, mitgezählt sind.

Diese Zahlenverhältnisse, wie groß auch immer ihr Einfluß auf alles hierher Gehörige nothwendig sein muß, sind es gleichwohl nicht allein, die den wesentlichen Unterschied zwischen uns und dem Auslande begründen. Fast noch mehr sind es die inneren Einrichtungen der Städte wie des Landes. Beide erinnern noch so sehr an das Mittelalter, daß ein Ausländer in seiner Heimath für sie oft gar keine Analoga mehr findet und es ihm deshalb sehr schwer wird, mit ihnen vertraut zu werden, noch schwerer, sie lieb zu gewinnen, wie vieles sich auch für ihre locale Berechtigung anführen ließe. Und andererseits, wie wenig sind in unsern Provinzen die neueren Einrichtungen des Auslandes richtig erkannt und nach ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Man denke nur, um ein Beispiel anzuführen, an die Gewerbefreiheit, für die hier auf hundert Gegner kaum ein Vertheidiger sich finden dürfte. Man erinnere sich, wie Jahr-

zehende hindurch die große Mehrzahl von Eisenbahnen nichts wissen wollte, sie für Rußland geradezu als unmöglich, für das Ausland als verderblich verschrie. Dies alles deutet auf eine in alle Lebensverhältnisse eingreifende Grundverschiedenheit, die durch so manche andere verwandtschaftliche Beziehung nicht aufgehoben werden kann.

Nur vergesse man nicht, daß das Leben die Schule, nicht umgekehrt die Schule das Leben macht. Wie groß und wohlthätig auch ihre Wirksamkeit, wie nothwendig ihre sorgsame Pflege ist, diejenigen gehen doch zu weit, die alles Heil der Zukunft nur oder hauptsächlich von ihr erwarten. Die Nothwendigkeit einer Scheidung des philologisch-humanistischen vom realen Unterrichte in dem Grade, daß beide gesonderten Anstalten zugewiesen würden, ist hier noch nicht so empfunden wie längst im Auslande; und es erklärt sich dies zur Genüge aus den bestehenden Verhältnissen. Unsere Gymnasten müssen noch immer mit wenigen Ausnahmen für beides gleichmäßig Sorge tragen; doch glauben wir, daß die meisten Schulmänner es längst gefühlt haben, daß diese Forderung mit jedem Jahre schwieriger wird und der Zeitpunkt nicht fern sein kann, wo beides sich als ganz unvereinbar zeigt.

Nun fehlt es freilich auch heute noch nicht an Stimmen, die eine Rückkehr zum früheren Zustande, d. h. zu einer fast ausschließlichen, möglichst umfassenden Betreibung der alten Sprachen herbeiwünschen. Und der Verfasser gehört wahrlich nicht zu denen, die den hohen formalen Werth der classischen Sprachen auch für solche, deren Lebensberuf ihnen den Gebrauch derselben entbehrlich macht, im mindesten verkennen. Namentlich das Griechische, diese schönste und ausgebildetste aller Sprachen, die jemals auf Erden erklungen sind und dessen Feinheiten keine neuere Sprache auch nur annähernd wiederzugeben vermag, wird für den, der sich zu ihrem gründlichen Verständniß erhebt, eine unverstiegbare, durch kein anderes Bildungselement zu ersetzende Quelle des geistigen Genusses sein und bleiben. Aber was folgt daraus? „Daß man jeden, der über den Elementarunterricht hinausgehen kann, zu einem guten classischen Gelehrten mache“, sagen die strengen Humanisten. Wenn er sich aber dazu unfähig zeigt, wie dann? „So macht ihn zu einem mittelmäßigen classischen Gelehrten“. Und wenn auch dies nicht gelingen sollte? „So macht einen schlechten classischen Gelehrten aus ihm“.

Nun wollen wir uns aufrichtig freuen, wenn die Zahl der guten classischen Gelehrten recht groß ist und es ihnen auch in Zukunft, auch bei

immer stärkerem Andränge der Realien gelingt, das allgemeine Interesse für ihre Leistungen rege und lebendig zu erhalten und uns das Verständniß des Alterthums und seiner Denkmäler immer besser zu erschließen. Aber was die mittelmäßigen und schlechten betrifft, so sehen wir nicht ein, was daran verloren wäre, wenn sie keine oder doch nur eine beschränkte Kenntniß der classischen Sprachen erlangt hätten, wenn man sie z. B. mit dem Griechischen ganz verschonte und für das leichtere Latein ebenfalls ein beschränkteres Ziel setzte. Lehrt ja doch die tägliche Erfahrung (wir beschränken uns darauf, den Namen Bessel zu nennen) daß mit einer Unfähigkeit oder entschiedenen Ungeneigntheit für das Studium der classischen Sprachen sich gar wohl der durchdringendste Scharfsinn, die gründlichste Forschung, die weitgreifendste Wirksamkeit in andern Wissensgebieten vereinigen kann. Und diese Wissensgebiete, vor allem die Mathematik, sind nichts weniger als unfähig, ein formales Bildungselement darzubieten.

Spilleke sagt freilich: „im Mathematischen sei alles so leicht und einfach, daß es ohne große Anstrengung des Verstandes begriffen werden könne“. Aber wir glauben, daß weder die, welche sie gründlich kennen, noch die, welche sich vergeblich Mühe gegeben haben, diese „so leichte und einfache“ Wissenschaft kennen zu lernen, mit jenem Urtheil übereinstimmen werden. Freilich hat die Mathematik es nur mit der Regel zu thun, nicht wie in der Grammatik so häufig mit den Ausnahmen, die sie ganz und gar nicht kennt. Freilich wird in ihr alles mit strenger Consequenz aus wenigen einfachen Sätzen abgeleitet, was die Grammatik gleichfalls nicht vermag und auch nicht versucht. Freilich giebt es nur eine einzige Mathematik, die nicht in gesonderte Idiome und in sich abgeschlossene einzelne Gebiete zerfällt. Und dies alles bewirkt, daß sie als Bildungselement betrachtet ganz verschieden ist von dem, was die classischen Sprachen darbieten. Aber hat sie deshalb weniger Werth? Und ersetzt sie die Vorzüge, welche sie entbehrt, nicht durch andere, die wiederum nur sie allein gewähren kann?

Genug der Polemik in einer Angelegenheit, welche unabhängig von speciellen Ansichten und Meinungen die Zeit entscheidet — und entschieden hat. Früher oder später wird man auch bei uns, wird man überall Polytechniken neben den Universitäten, Real- und specielle Fachschulen neben den Gymnasien erblicken mit gleicher Berechtigung, gleichem Range, gleicher sorgsamem Pflege der Regierungen, gleicher Gunst des Publicums. Ein Anderes hoffen und erwarten kann nur der, der gleichzeitig hofft,

daß alle Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit in Wissenschaft, Kunst, mechanischer Technik u. s. w. wieder vergessen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen und Telegraphen wieder abgeschafft, Handel und Verkehr aller Art wieder auf den Standpunkt vor 100 oder 150 Jahren zurückgestellt werden möchten — wir haben wohl nicht nöthig, die Liste noch weiter fortzuführen.

Die Volksschule nun kann eine solche Scheidung in sich nicht vollziehen. Auch dadurch kann sie es nicht, daß sie etwa für die verschiedenen Geschlechter, Stände u. dgl. eigne besondere Anstalten gründet, wie sehr auch dieses Letztere durch die Umstände geboten sein kann. Der eigentlich sogenannte Elementarunterricht im engeren Sinne, also Lesen, Schreiben, Rechnen, kann in keiner Volksschule bei Seite geschoben oder auch nur verfürzt werden; der Religionsunterricht und was an ihn sich weiter anknüpft, wie etwa Choralgesang, eben so wenig. Eine Anstalt, die sich in solchen Dingen zu einem Nachlaß für berechtigt halten könnte, wäre eben keine Volksschule mehr.

Nun ist aber gewiß, daß bei einer richtigen zweckmäßigen Methode dieser Unterricht, auch bei den jüngsten Schülern, nicht die ganze Schulzeit absorbiren wird, und daß überall, wo man sich nicht mit bloßen Winter- und Sonntagschulen u. dgl. begnügen muß, noch manches Andere Platz findet. Die alten Sprachen nehmen hier noch nichts, die neuern nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Lehrzeit in Anspruch und man kann annehmen, daß in regelmäßig das ganze Jahr hindurch besuchten Schulen von den 32 — 36 wöchentlichen Lehrstunden mindestens der dritte Theil für diejenigen Gegenstände, von denen hier weiter die Rede sein soll, disponibel bleibt.

Freilich für die allerjüngsten Knaben und Mädchen wird Manches, wird wohl das Meiste davon sich noch nicht eignen; allein man wird auch meistens eine Einrichtung getroffen haben oder doch leicht treffen können, wonach diese Kleinsten der Kleinen täglich 1 — 2 Stunden weniger die Schule besuchen. Doch sollen uns hier diese, nach Zeit und Ort sich modificirenden äußeren Einrichtungen und Veranstaltungen nicht weiter beschäftigen; wir wollen vielmehr zu der Frage übergehen, was und wie viel von den Naturwissenschaften in die Volksschule gehöre und wie es darin zu behandeln sei.

Vielsach ist die Forderung aufgestellt worden, daß alles, was gelehrt wird, gründlich gelehrt werden müsse, und wir bestreiten diese Forderung

nicht, erkennen sie vielmehr an als vollkommen berechtigt. Aber was sagt sie eigentlich? Kann und soll in der Volksschule ein Gegenstand wirklich nach allen Seiten erschöpfend vorgeführt und dargestellt, kann er so vorgetragen werden, daß nichts mehr über ihn zu sagen übrig bliebe! Und wenn dies nicht gemeint sein kann (wie denn ja selbst die Hochschule es nicht immer und in allen Fällen vermögen wird) was heißt es dann? Wollte man etwa sagen: alles Wesentliche, so ist damit nichts gesagt, denn überall würde hier die Frage entstehen: was ist hier wesentlich, und was ist es nicht?

Wir leiten gründlich von Grund ab und fordern also, daß 1) der Lehrer von allem, was er den Schülern giebt, des wahren, sachgemäßen, überzeugenden Grundes sich bewußt sei und dies Bewußtsein stets rege und lebendig erhalte. Wenn die Natur manches Gegenstandes, besonders wo dem Lehrer die eigene Anschauung abgeht, dies nicht in aller Strenge bedingt und bedingen kann, soll er mindestens den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen klar überschauen und wissen, auf welche Autorität sich die Behauptung gründe. Er soll aber auch 2) so viel als irgend möglich, den Schülern diesen Grund zum Bewußtsein bringen, sich vor bloßen Scheingründen hüten; er soll mit einem Worte, mag er viel oder wenig über einen speciellen Gegenstand mittheilen, dies stets in solcher Weise thun, daß keine falschen Vorstellungen entstehen und daß der Schüler in reiferem Alter und bei vorgeschrittener Kenntniß nichts von dem, was er früher gehört, als irthümlich verwerfen müsse. Gut genug für Kinder — ein oft gehörter Ausdruck — ist gewiß nur das, was auch im spätern Leben, auch bei erweiterter Kunde und besserer Einsicht immer noch gut, wenn gleich nicht mehr genug ist.

Man wird freilich bei allem Streben nach dieser Gründlichkeit seinen Zweck nicht immer und nicht bei allen Schülern erreichen. Dem Verfasser ist es begegnet, daß, als er in einer Volksschule die Umdrehung der Erde um ihre Aze erklärte, ein lange und hartnäckig ungläubig gebliebener Schüler plötzlich die Sache dadurch begreiflich fand, daß er es mit dem Umstande, wie er jederzeit Nachts aus dem Bette falle, in Causalverbindung brachte. Vielleicht war ich selber Schuld daran; vielleicht aber auch nicht; jedenfalls war es mir eine Mahnung, auf bessere Erklärungen des Gegenstandes bedacht zu sein.

Man vergeße nur nie, daß das, was die Volksschule giebt, nie die Wissenschaft im eigentlichen Sinne sein, daß der Volksschullehrer weder

intensiv noch extensiv jemals seinen Gegenstand erschöpfen kann. Er mag seine Schüler mit noch so vielen Pflanzen bekannt machen, er wird doch keinen fertigen Botaniker entlassen. Die einzelnen Fälle wissenschaftlicher Frühreise können nicht als Gegenbeweis angeführt werden; mochte die Volksschule noch so viel für sie gethan haben, stets mußte eignes Studium oder anderweitige Privathülfe das Beste bei der Sache thun. Liebe zur Wissenschaft erwecken, die ersten Einblicke in sie eröffnen, den Weg bahnen, auf dem die weiteren Schritte zu thun sind, andeuten, was und wie viel noch zu thun übrig bleibe — das alles kann der künftige Lehrer und er wird es thun, so viel ihm möglich ist. Weiter zu gehen vermag er nicht, denn fände sich je unter seinen Schülern irgend einmal ein einzelner, mit dem noch weiter zu gehen Erfolg verspräche, so würde schon die Rücksicht auf das Ganze ihm Selbstbeschränkung zur Pflicht machen. Den Namen der Wissenschaft mag er immerhin auf seinem Lectionsplane gebrauchen: in den meisten Fällen würde sich ohnedies kein anderer geeigneter finden.

An irgend eine Gründlichkeit für das aus der Geographie, Physik, Astronomie u. dgl. Mitzutheilende ist nicht zu denken ohne Mathematik, müßte sie auch ganz auf die Elementargeometrie beschränkt bleiben. Denn mit einer bloßen Nomenclatur, mit trockenen Registern und Tabellen ist Niemandem gedient, auch dem Elementarschüler nicht, wenn gar nicht über sie hinausgegangen werden kann und soll. Und eben so wenig nützt ihm eine anekdotenartige Zerspitterung, eine geistliche Hervorhebung des Pikanten und Seltsamen mit Uebergehung alles andern.

Es wird sich aber für das Wenige, was die Volksschule aus dem weiten Gebiete der Mathematik mittheilen kann und soll, hinreichende Zeit finden, wenn der gewöhnliche Rechenunterricht von so manchem Herkömmlichen, aber ganz und gar Unnützen, befreit wird. Schon bei den einfachen sogenannten Species wird viel gesündigt. Wozu z. B. die mit Milliarden multiplicirten Billionen, wo der Schüler eine volle Lehrstunde an Einem Exempel verbringen kann, um am Schlusse das Resultat mit „Falsch!“ verworfen zu sehen? Wozu die unjörnlichen zu addirenden Brüche, wie etwa  $74^{25}/_{55}$ ,  $119^{58}/_{121}$  und  $15^{15}/_{171}$ ; Beispiele wie sie nie und nirgend im Leben, auch des Gelehrten nicht, vorkommen? Statt solches unbedingt über Bord zu werfenden Ballastes gebe man lieber das Erforderliche über Decimalsbrüche, die dem Schüler etwas bieten, was er später in der Schule wie im Leben gebraucht und womit er nicht abgequält, wohl aber seine Denkfraft geübt und gestärkt wird. Wozu weiterhin die so ungeschickt benannte ver-

lehrte Regeldetri, wozu die Alligations-, Gesellschafts- und andere Rechnungen, für die später eine einfache algebraische Formel vollkommen genügt, wozu noch manche andere ähnliche „Rechnungsart“, die doch nur der weiter Fortgeschrittene selbstständig zu handhaben versteht und wozu er sich, wenn er in der Algebra auch nur bis zu den Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten gelangt ist, mit Leichtigkeit die Regel selber sucht?

Die Erfahrung lehrt, daß die Theorie der Logarithmen, der Proportionen und Reihen, die einfachsten algebraischen Gleichungen und Ähnliches für den 10 — 12jährigen Knaben durchaus nicht zu hoch ist, daß ein kundiger Lehrer, wenn er anders pädagogischen Takt und eine gute Methode besitzt, genügende Erfolge darin erzielen kann, und daß durch sie der Knabe etwas lernt, was er später im Leben gebrauchen wird und dessen Unkenntniß er zu bereuen haben würde. Geht damit die Elementargeometrie Hand in Hand, so gewährt sie zugleich die vortrefflichsten Beispiele für die Anwendung und Einübung dieser Lehre, und so weit sollte jede Schule, die nicht zur allerniedrigsten Classe gerechnet sein will, mit ihren Zöglingen gehen; und wo es irgend möglich ist, sollte die Trigonometrie, wenigstens die ebene, so wie die Anfangsgründe der Stereometrie noch hinzukommen. Alles dies überschreitet sicherlich die Fassungskraft der Schüler nicht, und was die Hauptsache ist, es bleibt dies kein todtes Wissen, wie leider das Meiste von dem, was der herkömmliche Rechenunterricht ihm bietet.

Die Lehren der *Astronomie* erfreuen sich in unsern Tagen einer Theilnahme, die nicht als eine bloße, etwa durch eine einzelne Thatsache von allgemeinstem Interesse hervorgerufene Zufälligkeit betrachtet werden kann, sondern einem tief empfundenen geistigen Bedürfniß entspricht. Bisher hat die Volksschule von ihr nichts oder doch nur das Wenige, was etwa die geographischen Handbücher im Vorbeigehen mittheilen, in ihren Kreis gezogen: es könnte aber gewiß mehr geschehen selbst dann, wenn es noch nicht als thunlich erschiene, ihr eigene Stunden auf dem Lektionsverzeichnis anzuweisen. Freilich wirkt der fast müßersehbare Umfang, den sie in jüngster Zeit gewonnen hat, eher zurückschreckend als aufmunternd, wenn von ihrer Aufnahme in die Volksschule die Rede ist. Die 7 Planeten dem Gedächtniß einzuprägen ward unsern Vätern in ihrer Schulzeit leicht, aber die 65, die man uns heute darbietet, möchten wohl selbst Astronomen nicht ohne Weiteres jederzeit aus dem Gedächtniß aufzuzählen vermögen. Und nun noch die so mannichfaltigen Gegenstände, von denen früher gar

keine Rede war, wie beispielsweise die Bahnen der Doppelsterne! Woher die Zeit nehmen, dies alles auch nur flüchtig zu berühren?

Zweierlei dürfte sich besonders dazu eignen, aus dem so überreichen Stoffe hervorgehoben zu werden als Object des Volksschulunterrichts: erstens die allgemeinen Verhältnisse des Sonnensystems: Lauf der Planeten überhaupt, so wie der Erde und des Mondes insbesondere: Phasen, Finsternisse und andere verwandte Erscheinungen. Die strengen Beweise für das Copernicanische System (wie Aberration, Pendelabweichung, Parallaxe der Fixsterne und Aehnliches) gehören allerdings für ein reiferes Alter und stehen für die Volksschule zu hoch; am einfachsten und für das Kindesalter am faßlichsten ist gewiß die Hindeutung auf das genaue Eintreffen aller Vorausberechnungen, bei denen dieses System zum Grunde liegt. Der Knabe weiß aus eigener Erfahrung, daß, wenn er mit falschen Daten oder auf eine fehlerhafte Weise rechnet, kein richtiges Facit erscheint, und wird leicht den Schluß machen, daß da, wo die Berechnung durch ein genaues Eintreffen bestätigt wird, keine falsche Voraussetzung zum Grunde gelegen haben kann.

Zu dieser übersichtlichen allgemeinen Kenntniß des Sonnensystems nun geselle sich zweitens eine unmittelbare Himmelschau, eine Kenntniß der wichtigsten Sternbilder und der ausgezeichneteren einzelnen Sterne. Die Nationen des Alterthums, ja auch diejenigen der Neuzeit, die von europäischer Kultur wenig oder gar nicht berührt sind, waren und sind in dieser Beziehung besser bewandert als wir, denen Kalender, Uhr, Kompaß und was sonst nicht alles die Natur ersegen, und die wir uns mit diesen bequemen Surrogaten so eingelebt haben, daß wir schier vergessen, aus welcher Quelle sie stammen. Und verkennen wir es nicht, in unserm Norden ist uns eine instructive Himmelschau gar nicht so leicht gemacht als den Bewohnern milderer Zonen. Fast die Hälfte der Gestirne kommt bei uns theils gar nicht, theils so wenig und schlecht zu Gesicht, daß wir auf ihre nähere und unmittelbare Anschauung verzichten müssen. Dazu die so stark vorherrschende Trübheit unserer Winter, die meistens heftige Kälte in den heitern Winternächten, der Ausfall von etwa 4 Sommermonaten, die bloße Dämmerungsnächte haben. Die regelmäßigen Schulstunden fallen ohnehin nicht zusammen mit denen, wo der Himmel seine Sternenpracht entfaltet.

Demnach wird ein eifriger Lehrer, dem die Sache am Herzen liegt, überall Mittel finden, diese gar nicht so umfangreiche noch das Gedächtniß

erheblich in Anspruch nehmende Kenntniß seinen Schülern mitzutheilen. Es kommt ja auch gar nicht auf eine Aufzählung aller Sternbilder an, und namentlich nicht derer, die schwer anzufinden sind und denen es an helleren Sternen fehlt. Hevel nannte eins dieser Sternbilder den Luchs, „weil man Luchsaugen haben müsse, um diese Sterne zu sehen“. Noch manche andere, namentlich von den Neuern eingeführte Bilder könnten füglich Luchsbilder heißen, und diese lasse man ohne Bedenken weg. Die 12 Bilder des Thierkreises, etwa noch eben so viele andere, der Polarstern, die Sterne erster und etwa noch einige der zweiten Größe mögen dem genügen, der auf den Unterricht der Volksschule sich beschränken muß.

Das bescheidene Maß, was hier gefordert ist, kann wohl nirgend auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Wünschenswerth bleibt es allerdings, daß der Lehrer im Stande sei, gelegentlich (z. B. beim Erscheinen eines großen Kometen) auch darüber einige Belehrung zu geben. Auch kostspielige Hülfsmittel sind nicht erforderlich. Eine Sternkarte oder ein Himmelsglobus, ein Tellurium nebst Lunarium und vielleicht ein einfaches Fernrohr können wohl nirgend pecuniäre Bedenken erregen, und nach populären Schriften, die dem Lehrer als Leitfaden dienen können, wird er sich in ungeringer Zeit gewiß nicht vergebens umsehen.

Aus der Physik würden nächst den ganz elementaren Theesen über die Materie und ihre allgemeinen Eigenschaften hauptsächlich die Abschnitte hierher gehören, welche die Phänomene der Witterung betreffen. Thermometer und Barometer, Elektricität und Dampfmaschine müssen mehr als bloß angestaut, sie müssen im allgemeinen wenigstens gekannt werden. Die Lehren vom Licht und von der Wärme sind die wichtigsten für den Volksunterricht. Vieles müßte hier für unsere Zeit als wünschenswerth bezeichnet werden, wie Photographie, Galvanoplastik, elektrische Telegraphie u. dgl., aber man wird nicht überall die Mittel besitzen, eine fruchtbringende praktische Belehrung über diese Gegenstände zu geben. Dagegen wird über das Luftmeer und seine allgemeinen Eigenschaften und Veränderungen, den Kreislauf des Wassers, Ebbe und Fluth und Aehnliches ohne kostspielige Apparate wie ohne zu weitgreifende Vorbereitung gesprochen werden können; selbst manches einfache und keine nennenswerthe Kosten verursachende Experiment wird vorgeführt werden können.

Da ferner Optik und Mechanik nicht wohl besondere Lehrstunden in der Volksschule für sich beanspruchen dürfen, ihre Lehren auch mit denen der Physik so nahe verbunden sind, daß eine vollständige Trennung weder

in den elementaren Theilen noch vom höheren wissenschaftlichen Standpunkte aus consequent durchzuführen ist, so muß das, was aus ihnen sich für den Volksschulunterricht eignet, der Physik zugetheilt werden, die dadurch wahrlich nicht überfüllt noch mit zu schwierigen Gegenständen belastet ist. Denn es kann doch wohl keine zu große Mühe verursachen, die Gesetze des Falles, der Reflexion, der Pendelbewegung zur Anschauung zu bringen, in den Mechanismus einer Uhr einigen Einblick zu gewähren, eine Wage, einen Hebel u. dgl. zu erläutern und auf diese Weise den Schüler für spätere umfassendere Belehrung, falls diese ihm geboten werden kann, vorzubereiten.

Eines jedoch vergesse der Lehrer nie, mag er viel oder wenig von den hier berührten Gegenständen mittheilen. Die Schüler dürfen nicht in dem Wahne gelassen werden, als sei das, was sie in der Lehrstunde hören oder in ihrem Handbuche finden, die Summe aller Weisheit und aller Wissenschaft. Sie wissen sich von diesem oder jenem Gegenstande besser Rechenschaft zu geben als manche Andere, vielleicht selbst als die Eltern, sie werden belobt, ja angestaunt, und dies erzeugt leicht einen Dünkel, der nicht allein lächerlich, sondern direct nachtheilig ist. In größeren Städten ist dies nun wohl weniger zu fürchten, aber an kleineren Orten desto mehr. Es würde dies vielleicht weniger auf sich haben, wenn es sich auf die Schuljahre beschränkte, dies ist aber leider nur gar zu häufig nicht der Fall. Den Beleg dazu liefern die sich hoch über Newton und Copernicus dünkenden Erfinder neuer Weltssysteme, der Quadratur des Kreises, des perpetuum mobile und ähnlicher Dinge. Fast immer tauchen sie in kleinen Städten auf, wo sich Niemand findet, der sie in ihrem süßen Wahne störe. Von ihrem Schöpfnest oder ihrem Krähwinkel aus molestiren sie dann die Academien wie einzelne ihnen bekannt gewordene Notabilitäten, machen Anspruch auf Preise, die nie existirten und verlangen, daß man ihre „Werke“ zum Druck befördere. Es lebt vielleicht kein wissenschaftlich bedeutender Mann, dem nicht solche chevaliers de la triste figure irgendwie vorgekommen wären.

Vielmehr sage der Lehrer offen und bestimmt seinen Schülern, daß er ihnen nichts weiter geben könne und wolle, als einen ersten Einblick in die weiten und ihnen unabsehbaren Wissensgebiete dieses Namens, als eine allgemeine Vorbereitung und Vorübung auf ein ihnen vielleicht in Zukunft vorbehaltenes weiteres und tieferes Studium, das ganz andre Mittel und Kräfte bedinge. Er fürchte nicht seinem Ansehen dadurch zu

Schaden, daß die Schüler ihn nun nicht mehr für den Gelehrtesten aller Gelehrten halten. Die wahre Werthschätzung des Lehrers, auch von Seiten der Schüler, beruht auf etwas ganz Andern.

Die Erdbeschreibung, als Unterrichtsgegenstand in Volksschulen längst anerkannt und kaum irgendwo ernstlich bestritten, hat desto mehr Dissens rücksichtlich der Unterrichtsmethode hervorgerufen. Zwar von dem kalten und todten Gerippe, womit vor Jahrzehenden der Pestalozzianer Plamann Lehrer und Schüler marterte, ist längst keine Rede mehr, wie überhaupt nicht mehr von dem, was die Annahung jener Zeit reine Geographie nannte; eine Reinheit, die dadurch hergestellt werden sollte, daß man alles was sonst von statistischen, ethnographischen, klimatologischen, naturgeschichtlichen und andern Notizen darin vorkam, mit ängstlichster Sorgfalt ausschied; ein Bestreben wodurch man, wie der hochverdiente Niemeyer sich ausdrückte, „allen Geist und alles Leben aus dem Jugendunterricht bannen möchte.“ Man hat es allgemein erkannt, daß bloße Landkartenkunde noch lange nicht Erdkunde sei, und daß der lebendige Vortrag des Lehrers durch kein Formen- und Tabellenwesen, durch keine bloße Schematisirung zu ersetzen sei. Ueber dies alles ist kein Streit mehr, wohl aber darüber, ob man beim geographischen Unterricht fortschreiten solle vom Allgemeinen zum Besondern und Einzelnen, oder aber umgekehrt. Ob die generellen Verhältnisse der Erde als eines großen Ganzen vorangestellt und vor allen Dingen eine genügende Totalübersicht zu bezwecken sei; oder ob man von der eignen Heimath, dem Wohnorte und seiner nächsten Umgebung, ausgehen und in allmählig immer erweiterten Kreisen über die Provinz und das Vaterland hinaus fortschreiten solle, bis man in dieser Weise die Erde umfaßt habe, um schließlich den Totalüberblick zu geben. Gründe und Gegengründe hier theoretisch abzuwägen, würde wohl nicht am Orte sein: es handelt sich eben hier nicht um abstracte Grundsätze, sondern um eine specielle, praktische Frage.

Das Einzelne, das Nächstliegende, das persönlich Erreichbare scheint allerdings als das Leichtere mehr geeignet, das erste Verständniß zu vermitteln und so eine Grundlage für weitergehende Belehrung darzubieten, namentlich für die Volksschule. Dennoch nehmen wir keinen Anstand zu behaupten, daß es wirklich nur so schein e. Was auf solche Weise gegeben werden kann, lernt sich viel besser im täglichen Leben, auf Spaziergängen und kleinen Excursionen, zu denen in unsern Tagen fast Jeder Gelegenheit

und Veranlassung hat; überdieß aber kann der specielle Gang, den die Belehrung über die unmittelbare Heimath nimmt, nicht mehr inne gehalten werden, sobald der Kreis sich erweitert. Dazu kommt noch, daß gerade in unsern Gegenden die nähere Umgebung viel zu wenig von dem bietet, was als Substrat der geographischen Grundbegriffe dienen könnte. Die Heimath unsrer Jugend bietet nicht die Mannigfaltigkeit, wie sie manche andre Localität unseres Erdtheils allerdings besitzt; und gerade das, wovon beim weiter fortschreitenden Unterricht am meisten die Rede ist, findet kein oder doch kein genügendes Analogon in unsrer Heimath.

Somit dürfte der entgegengesetzte Weg doch einerseits um nichts schwieriger, andererseits fruchtbringender und gerade unserm praktischen Bedürfniß entsprechender sein. Nur daß man nicht meine, es solle eine förmliche mathematische Geographie mit allen ihren Voraussetzungen und Folgerungen hier schon dargeboten und z. B. die Kugel- oder gar die sphäroidische Form der Erde hier theoretisch begründet werden. Das allerdings gehört an den Schluß des Unterrichts da, wo man überhaupt bis zu diesem gelangen kann und man nicht genöthigt ist, ganz auf einen so gemeinten Schluß zu verzichten. Sondern das ganz Allgemeine über Gestalt und Größe der Erde, über Klimate, Jahreszeiten und andre periodische Wechsel, über Himmelsgegenden, Aequator und Pole; ferner über Land und Meer und die allgemeine Gestaltung derselben; sachliche und dem Kindesverstande zugängliche Erklärungen, was Berg und Thal, Fluß und See, Ebene und Gebirge u. dgl. sei — und alles dies ohne eigentliche Beweise, höchstens wo es geschehen kann, mit Nachweisen und näherliegenden Beispielen. Ganz besonders aber hüte sich der Lehrer vor Scheinbeweisen, die ihm selbst nicht genügen. Das Kind freilich wird die logischen Zirkel und ähnliche sophistische Sünden nicht entdecken und nicht rügen; aber sie sollen auch ihr ganzes Leben hindurch nicht in den Fall kommen, das verwerfen und verdammen zu müssen, was sie in irgend einer Zeit vom Lehrer gehört haben.

Also: man gebe diese Begriffe und ihre nothwendige Erklärung einfach hin und verweise den, der etwa mehr verlangt, auf spätere ausführlichere Belehrung. Eine sehr mäßige Anzahl von Lehrstunden wird zu diesen Vorbereitungen genügen. Dann aber, bei dem eigentlich beschreibenden Theile der Geographie, befolge man allerdings die Regel, welche das Nächstliegende zuerst zu behandeln vorschreibt. Die Heimath, das Vaterland, werden nun verständlicher sein als wenn man sogleich den ersten Anfang

mit ihnen gemacht hätte. Indem man dann weiter die andern Länder, zunächst unseres Erdtheils, behandelt, wird man allerdings auch die politische Eintheilung nicht mit Stillschweigen übergehen können: man kann nicht von einer Hauptstadt sprechen ohne des Staates zu gedenken, dem sie dieses ist; und man wird dies selbst da thun müssen, wo die Begriffe Staat und Land nicht ohne weiteres zusammenfallen. Aber gleichwohl hüte sich der Volksschullehrer vor einem Aufgehenlassen des gesammten Lehrstoffes in die jeweilige politische Gestaltung. An das was über das Land Italien vorgetragen wurde, möge sich das anschließen was den sardinischen, neapolitanischen u. s. w. Staat betrifft, nicht aber umgekehrt; und so in allen andern Collisionssfällen. Man bilde keine künstlichen Benennungen, lasse wenigstens die nicht bei Seite, welche im Gange der Geschichte sich gebildet und allgemeine Geltung erhalten haben. So wenig wie in andern Wissensgebieten haben wir in der Geographie die Benennungen, Eintheilungen u. dgl. nach gewissen Lieblingstheorien zu gestalten, sondern sie zu geben wie sie im praktischen Leben gebraucht werden. Wir adressiren gewiß keinen Brief in das „Theißgebiet“ und nehmen keinen Paß in die „Sämushalbinsel.“ Eben so hüte man sich, wirklich gebräuchlichen Namen eine andre, namentlich zu weite Bedeutung zu geben, wie wenn man die „Karpathen“ rings um Siebenbürgen herum bis an die Donau fortzieht oder allen Gebirgen Spaniens den Gesamtnamen Pyrenäen giebt. Es mag mitunter unbequem sein, daß es an einer Generalbezeichnung für das fehlt, was man gern zusammenfassen möchte, für die Gebirge China's oder Mexiko's zum Beispiel, aber es hieße offenbar den Schüler täuschen, wenn man willkürlich für die Lehrstunde componirte Namen mit andern, die wirklich in Uebung sind, zusammenstellen wollte. Kein Lehrstoff, er habe Namen wie er wolle, darf als bloßes exercitium ingenii behandelt werden ohne reellen sachlichen Gewinn. „Jünglinge sollen lernen, was sie als Männer brauchen“ jagte schon der alte Agesilaus, und dies Wort wird wahr bleiben durch alle Jahrtausende hin.

Wenn einerseits gefordert werden muß, daß der Lehrer nicht bei der trocknen Tabelle, dem leeren Namen ohne Inhalt, stehen bleibe sondern die an ihn sich knüpfenden Eigenthümlichkeiten und Denkwürdigkeiten, so weit sie für das Kindesalter gehören, hervorhebe; so darf doch andererseits die Art der Gedächtnißübung, zu der der geographische Unterricht Veranlassung giebt, nicht vernachlässigt werden. Ob dann am Schlusse dieses rein beschreibenden Theiles die allgemeinen geographischen Begriffe

wiederholt und ausführlicher, systematischer, tiefer eindringend behandelt werden sollen, wird von der Zeit abhängen, die dem Gegenstande zugetheilt ist. Der Erdkörper als ein Ganzes, als Planet, gehört der Himmelskunde an, und das, was die Schule von dieser mittheilen kann, ist von der sogenannten mathematischen Geographie nicht zu trennen; von ihr ist bereits oben die Rede gewesen.

Unter der nicht ganz passenden Benennung Naturgeschichte wird gemeinhin das zusammengefaßt, was die Wissenschaft als Zoologie, Botanik und Mineralogie von einander sondert. Die Volksschule hat zu einer solchen Sonderung in dem Sinne, daß jedes dieser drei Wissensgebiete neben einander auf dem Lektionsverzeichnisse erschiene, keinen Raum; sie wird das Wichtigste daraus als allgemeine Naturbeschreibung zusammenfassen müssen.

Die beste Art und Weise, diese Kenntniß zu erlangen, ist allerdings die unmittelbare Anschauung der Natur selbst. Zoologische und botanische Gärten, Menagerien und ähnliche Veranstaltungen bieten vortreffliche, auch den sorgfältigsten Abbildungen weit vorzuziehende Hülfsmittel: sie sind jedoch nicht überall vorhanden oder leicht zugänglich. Wo diese zugleich angenehmste und lehrreichste Weise des Unterrichts nicht in Anwendung gebracht werden kann, müssen allerdings Bilder ihre Stelle vertreten; an solchen aber sollte es keiner Volksschule fehlen, zumal in unsrer Zeit, wo sie in reicher Fülle und zu mäßigen Preisen vorhanden sind. Aber nie und nirgend sollte sich dieser Unterricht auf das Schulzimmer beschränken. Die bessere Jahreszeit wenigstens ist für Kinder von allen Lebensaltern geeignet zu Excurtionen, und diese unmittelbare Befreundung mit der Natur wirkt doppelt wohlthätig, denn sie befördert in gleichem Maße die leibliche wie die geistige Gesundheit. Namentlich städtische Schulanstalten sollten dies nie verabsäumen und bei solchen Gelegenheiten nicht blos einseitig botanisiren, sondern alles in der Natur sich Darbietende, was passende Belehrung gewähren kann, beachten und darauf aufmerksam machen. Im Landleben ergiebt sich alles dies gewissermaßen von selbst, doch wird auch hier die absichtlich veranstaltete Excurtion sich nützlich erweisen. Städtische Schulen aber haben die dringendste Veranlassung (und je größer die Stadt, desto mehr) sich nicht auf die Anschauung von Herbarien, botanischer Gärten, Mineraliensammlungen u. dgl., wie reich sie auch versehen, wie zweckmäßig sie auch angeordnet sein mögen, zu beschränken, sondern das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen. Und was den Eifer der Schüler bei

solchen Gelegenheiten betrifft, so kann der Lehrer wohl gewiß sein, eines besondern Sporns nicht zu bedürfen: im Gegentheil, er wird die gewährte Aussicht auf eine derartige Excursion benutzen können als einen Sporn für anderweitig zu bethätigenden Eifer, als eine Belohnung des Fleißes und guten sittlichen Verhaltens. Denn sicher wird dem Betheiligten ein etwaniger Ausschluß, wenn nicht körperliche Schwäche oder andere, der Schule fremde Veranlassungen sie herbeiführen, als eine Strafe erscheinen, wirksamer und eindringlicher als manche andere, deren Anwendung weit bedenklicher ist. Denn sie stellt sich dar als natürliche Folge seines Verhaltens, wenn er angewiesen wird, in dieser Zeit Versäumnisse nachzuholen und ungenügend befundene Arbeiten noch einmal zu machen; oder wenn der Lehrer ihm erklärt, sein unangemessenes Benehmen lasse unterweges Unordnungen befürchten, und die Ehre der Anstalt fordre seine Nichttheilnahme.

Allerdings aber fordert eine derartige Behandlung der Naturbeschreibung größere Gewandtheit von Seiten des Lehrers und ein bedeutenderes Maß von Kenntnissen als eine Lehrstunde gewöhnlicher Art in der Schulklasse, wo er die Paragraphen des Lehrbuchs in schönster systematischer Ordnung folgen läßt und wo er, um keine Blößen zu geben, nur nöthig hat den Schülern jederzeit um einen Schritt voraus zu sein. So bequem macht sich für ihn die Excursion nicht. Er muß das Ganze so weit überschauen, daß er bei keinem noch so unerwarteten Funde in Verlegenheit geräth. Freilich wird er vorkommenden Falls am besten thun, da wo er selbst ungewiß ist, keine Auskunft aufs Gerathewohl zu geben, sondern seine Schüler sich gedulden lassen bis er sich der Sache vergewissert hat: aber zu oft darf ein solcher Fall nicht vorkommen.

Doch der Unterricht in der Schulklasse muß stets die Hauptsache bleiben, denn auch das was die Excursion dargeboten hat, kann erst die regelmäßige Lehrstunde zum Abschlusse bringen. Hier nun ist vor allen Dingen eine umsichtige Zeiteintheilung nothwendig. Man weiß wie es in allen Unterrichtsgegenständen mit den Lehrbüchern zu geschehen pflegt: die ersten Abschnitte oder Capitel werden so ausführlich und in so vielen Stunden behandelt, daß die letzten gewöhnlich nicht an die Reihe kommen. Man lasse sich die Schulbücher zeigen: die ersten Seiten, das erste Viertel oder Drittel ist zerlesen, beschrieben, reichlich mit Ohren und Falten versehen; das Uebrige meist intact, wie es aus dem Buchladen kam. Da nun die Lehr- und Handbücher meistens herkömmlicher Weise mit dem Thierreich anfangen, so wird häufig von den Pflanzen und Mineralien in

der Schulclasse wenig oder gar keine Notiz genommen. Dinehin bietet das Thierreich vielfach Gelegenheit zu anekdotischen Abschweifungen, in die besonders angehende Lehrer sich gar zu leicht verlieren. So wenig sie nun zu verwerfen sind, so muß man doch in ihnen ein strenges Maß halten. Alles kann und soll nun einmal dem Schüler nicht gegeben werden; auch wo die Zeit beschränkt ist, nicht alles was im Handbuche steht. Der Lehrer weiß es ja, über wieviel Lehrstunden er im Laufe eines Cursus disponiren kann; er wird es also leicht finden eine Eintheilung zu treffen; eine voraus bestimmte Anzahl von Stunden jedem Naturreiche zutheilen und innerhalb desselben wieder eine Specialvertheilung der Zeit zwischen Säugethieren, Vögeln u. s. w. vornehmen; dann aber sich zum Gesetz machen von dieser Zeiteintheilung nie oder doch nur in dringenden Fällen abzugehen.

Welche sachliche Eintheilung aber soll man wählen? Man braucht die wissenschaftlichen Gründe nicht zu verkennen, die das anatomische, oder bei den Pflanzen phytotomische Princip empfehlen: für die Volksschule jedoch würden sie unzweckmäßig sein. Alle nur auf Zahlen (der Zehn-, Staubfäden u. dgl.) basirte Eintheilungen sind hier zu vermeiden, höchstens möge der Lehrer sie gelegentlich erwähnen. Vielmehr müssen alle für den Schulunterricht anzuwendenden Eintheilungen vom gesammten Habitus und nicht von einzelnen, oft sehr versteckten Merkmalen hergenommen sein; auch darf man die Zerspitterung in Neben- oder Unterabtheilungen nicht zu weit treiben. Dinehin kann ja der Schüler nicht mit den Zehn- und Hunderttausenden von Arten bekannt gemacht werden. Bei den Thieren wird man sich hauptsächlich mit den Säugethieren, Vögeln und Fischen zu beschäftigen haben, ohne jedoch die übrigen Classen ganz zu übergehen. Bei den Pflanzen werden gleichfalls die Bäume, die Getreidearten u. dgl. weit wichtiger sein als Flechten und Moose; und bei den Mineralien treten die Metalle in den Vordergrund. Ueber das, was die nähere Heimath bietet, wird man allerdings hinausgehen müssen; Elephant und Löwe, Kaffeebaum und Palme, Diamant und Magnet sind Dinge, die kein naturwissenschaftlicher Unterricht, sei er auch noch so elementar, übergehen darf. Die Ferne ist uns überhaupt nicht mehr so fern als früher, und täglich rückt sie uns näher. Die Zeit wird kommen, wo man auf unsern Märkten frische Datteln feilbieten wird, und das heranziehende Geschlecht wird diese Zeiten erblicken.

Ueberhaupt aber genügt es nicht, die Naturkörper nur von ihrer physiologischen Seite kennen zu lernen: die technische Anwendung ist für

das Leben der Gegenwart von eben so großer, ja noch größerer Bedeutung. Technologie kann freilich in unsern Volksschulen nicht als selbstständiger Lehrgegenstand auftreten, wenigstens zur Zeit noch nicht; und an die specielle Beschreibung der Naturkörper muß sich das anknüpfen, was in technologischer Beziehung mitgetheilt werden kann und soll. Die Wichtigkeit und den praktischen Nutzen auch des scheinbar Unbedeutendsten und Werthloseten darzuthun, zu warnen vor dem Wegwerfen und Vernachlässigen dessen, was bei richtiger Behandlung werthvolle, die Arbeit lohnende Producte liefern kann, ist dringend nothwendig in einer Zeit, die mehr als jede frühere unsre ganze geistige wie körperliche Thätigkeit in Anspruch nimmt. An einzelnen, näherliegenden und das Zeitinteresse vorzugsweise in Anspruch nehmenden Gegenständen läßt sich dies auch dem Kindesalter begreiflich machen.

Noch eine andre Frage bietet sich hier. Die Mineralogie, auch in der elementaren und fragmentarischen Form, wie sie hier nur zur Besprechung kommen kann, ist von der Geologie fast nicht zu trennen. Kann und soll nun in der Volksschule von den geologischen Perioden die Rede sein? Noch vor wenigen Jahrzehenden hätte man unbedingt und einfach mit Nein antworten müssen; jetzt aber, wo diese Thatsachen eine so bestimmte Form, eine nicht mehr abzuweisende oder anders zu deutende Realität gewonnen haben, versteht dieses Nein sich nicht mehr so ganz von selbst. Und dennoch möchten wir, was die Volksschule betrifft, auch jetzt noch nicht für Aufnahme dieses Wissenszweiges stimmen. Nicht als ob hier noch die Hauptgrundlage schwankend wäre; nicht als ob in diesen Lehren, richtig und in ihrem Zusammenhange aufgefaßt, die geringste Gefahr nach irgend einer Seite hin erblickt werden könnte; wohl aber weil hier das Halbverstandene fast unvermeidlich ein Mißverständenes ist und als solches allerdings das Gemüth des Kindes verwirren, seiner Unbefangenheit Eintrag thun kann. Es hat noch genug und übergenug damit zu thun, die Jetztwelt kennen zu lernen: erlassen wir ihm die Kenntniß einer Vorwelt, die wir ihm doch nicht so erschließen können wie sie dem reiferen Alter bei gründlicherer Vorbildung sich darstellt. Nur daß der Lehrer auch in diesem Punkte im vorkommenden Falle dem Schüler nichts ausrede was wahr ist. Für eine vollständige Belehrung verweise er ihn auf die Zukunft, wo sich das scheinbar Widersprechende erklären werde. Niemals aber lasse er sich durch mißverständenen, vermeintlich religiösen Eifer verleiten, gegen diese Behauptungen zu polemischen, sie als

verdammlich zu bezeichnen und vor ihnen zu warnen. Das kann nur den entgegengesetzten Erfolg haben: der fähige und geweckte Schüler wird sich dabei nicht zufrieden stellen noch sich einschüchtern lassen, das *nil inur in vetitum* wird wie immer, so auch hier sich als richtig bewähren, und der Lehrer hat seinem Ansehen unheilbar geschadet.

Wir schließen unsre Betrachtung. Nicht den so reichen Gegenstand zu erschöpfen konnte hier die Absicht sein; nur anzuregen, die eignen Erfahrungen und Beobachtungen hier niederzulegen und, so das hier Mitgetheilte Anklang findet, ein Feld für weitere mehrseitige Besprechung zu eröffnen, war das Ziel, das dem Verfasser vorschwebte.

Mädler.

## Ein Heft einer russischen Zeitschrift.

(Русские слowo, herausg. vom Grafen Kuschelew-Besborodko. 1860. Januar).

Alexander der Große. — Elisabeth Petrowna und russische Soldaten als Politiker. — Alexei Petrowitsch. — Eine bürokratische Kaste. — Der Arrestant. — Dr. Klepper. — Ein russischer Roman. — Bogodin und Lochwizki. — Perozio und Smirnow. — Das Concil von Constanz. —

Seit drei Jahren etwa ist Europa russischer Journalistik voll, das östliche räumlich, das westliche bildlich. Wo ist der Vortheil? Die westliche Bewunderung ist kaltblütiger; ihre Wallung wird geregelt von den sanften Lustzügen des Gerüchts, ihr Urtheil vom Augenmaß: So viel wird gedruckt! Man hat es vom Hörensagen, vom Anschau einiger Hefte; der Inhalt wird am Rücken des Umschlags gemessen. Lebhafter Theil nimmt der Ofen. Vorausgeht ein wachsendes Gerücht. Dann nähert sich die Erscheinung: man sieht sie. Monat für Monat wandern die gewaltigen Bände ins Haus. In drei Jahren füllen sich die Schränke; die Bände tapeziren sich; die Teppiche verschwinden; das Haus wattirt sich mit Journalistik. Man sitzt, man ist, man gähnt und schläft auf Journalen; am Morgen erwacht sich's unter Journalen und wem endlich bange wird vor ihrem erstickenden Andrang, der öffnet sich selbst und bettet in Kopf und Herz; die Ströme des Inhalts. Dann tritt die Bewunderung ins höhere Stadium.

Ein Freund — der russischen Journalistik — weiß nicht Rühmens

genug zu verbreiten: Welcher Ausgang im Osten! Wie ringt sich der Geist aus den Fesseln des Schlags! Wie scheuen die Wackeren den Kampf nicht gegen die Mächtigen der Erde! Welche Kühnheit in dem Gericht über veraltete Formen, untreue Beamten, diesen Krebschaden am Reich, die Regierung selber! Welche Ströme erwachten Volksgeistes gehen durch die Zeit, Leben bringend und tränkend in verödeter Wüste!

Gewiß, wer von dem Wasser dieser Journalistik trinkt, den wird ewig nicht dürsten. So vollkommen ist die Sättigung.

Allein nicht nur Durst treibt ans Wasser. Der Taucher steigt hinab, nicht um Wasser zu schöpfen. Der Seemann berechnet die Richtung der Ströme, nicht um sie zu verschlucken. Der Dampfer speist seine Kessel nur, um Dampf zu erheizen; mit seinen Rädern schlägt er das Wasser, durchschneidet es mit seinem Kiel: so beherrscht er es im Feuer und macht es sich dienstbar.

Ein Taucher, holt der Historiker aus der wässerigen Tiefe verloren geglaubte Güter. Dem Seemann gleicht der berechnende Mann, der den Strömungen der Zeiten und Völker nachgeht und ihre Richtung erkundet. Im Feuer herrscht der Weltgeist über das flüssige Element und löst es in Dampf auf. Freilich, es giebt noch eine Arbeit des Tagelöhners: den Eimer auf- und abziehen und ewig Wasser umschöpfen. Man nennt es übersezen und in höherem Stil: dem Westen den Osten erschließen.

Abseits der Menge arbeitet der Taucher; es verdrückt ihn, wenn er den Gassern verdorbenes Geräth heraufholt. Erst prüft er es in der Stille.

Offen aber am Tage gehen die Ströme. Wer nicht steuerlos schwimmt auf dem Meere der Geschichte, lerne sich berathen.

---

Dem ersten Blick in das Januar-Heft d. J. der obenbezeichneten Zeitschrift begegnet kaum ein Merkmal zur Orientirung. Es beginnt mit Urtheilen Niebuhr's und Grote's über Alexander d. Gr. Dem deutschen Gelehrten wird die Palme historischer Kritik nicht mißgönnt, dem englischen die gebührende Anerkennung gezollt durch Uebersetzung. Kaum verräth sich die flüchtige Regung eigener Weltanschauung, wo an Alexander d. Gr. vor allem gepriesen wird, daß er, seine Zeit überragend, den Civilisationsberuf Asiens begriffen habe.

Allein wie zum Ersäze eines so unsicheren Wahrzeichens treibt schon der zweite Aufsatz mitten in eine erkennbare Strömung, unmerklich anfangs,

endlich mit reißendem Schwunge. Michael Semewski bespricht die Regierung der Kaiserin Elisabeth, das Jahr 1743, den schwedischen Feldzug und den Frieden von Ubo. Die Rüstungen haben begonnen; die Provinzen liefern das Geld für die Flotte; 11,000 Arbeiter werden gepreßt für die Werften von Kronstadt. Eine Rekrutenaushebung trifft ausnahmslos alle Stände. Wer sich den Finger abhaut, erhält statt der Knute — um nicht zum Dienst untauglich zu werden — die Plette und wird unter den Troß gesteckt; wer sich ärger verstümmelt, wird mit der Knute geschlagen und mit aufgeschlitzter Nase zur Zwangsarbeit verschickt. Ein Ukas befiehlt, die Rekruten zu pflegen so, daß sie nicht „vorzeitig unkommen.“ „So leitete, bemerkt der Verfasser, den auswärtigen Krieg ein innerer ein.“ In den ersten Tagen des Mai war die Kronstädter Flotte segelfertig. Am dritten lag sie mit flatternden Wimpeln vor dem Winterpalast der Kaiserin. Die Kaiserin bestieg die Galeere Lacy's; in der Kajüte wohnte sie dem Gottesdienste bei und hängte Lacy eigenhändig ein Kreuz um, besetzt mit heiligen Gebeinresten. Als sie dann abfuhr, donnerten die Geschütze; das „Hurrah“ war verboten; ein „Vivat“ vorgeschrieben; dreimal ertönte der Ruf: Vivat! „Die Gefühle treuunterthäniger Freude wurden von allen Ständen nach approbirtem Ceremoniell an den Tag gelegt.“ Nun beginnt die Campagne. Am 15. Mai, unter dem Schuß von Uferbatterien, wechseln Keith's Galeeren Schüsse mit der feindlichen Flotte: die Schweden entfernen sich ohne „Avantage.“ In Helsingfors wird der russische Sieg in Dankgebeten gefeiert. Nicht lange darauf ist die ganze russische Flotte beisammen; der Admiral Golowin dringt anzugreifen; sein Kriegsrath erklärt sich dagegen: ein Ukas vom 28. Mai befiehlt, nichts zu „hasardiren.“ Der Admiral giebt seinen Protest zu Protokoll und fügt sich. Bevor es zu weiteren Bewegungen kommt, ist in Ubo der Friede unterzeichnet: Adolph Friedrich, Herzog von Holstein, wird König in Schweden; Rußland übernimmt es, ihn gegen die Dänen zu schirmen; Finnland, vor 1743 schon ganz in russischen Händen, wird abgetreten: nur ein Winkel im Südosten verbleibt Rußland. In Petersburg aber drängen sich Dankgebete und Feste. Die reitende Garde zieht durch die Stadt mit Lorbeerzweigen; am Hofe, beim Klange italienischer Musik, bewegen sich Masken drei Nächte hindurch in Sälen und Gärten. Der Bischof Stephan predigt von der mütterlichen Fürsorge der „neuen Judith“ für ihr Land. Eine schwere goldne Medaille wird geschlagen. Die ausländischen Generale werden mit Ehren überschüttet; dem Lacy sendet die Kaiserin ihre eigne

Zacht entgegen. Golowin aber wird abgefanzelt, weil er nicht geschlagen, und fällt in Ungnade.

So endet das Spectakel. Und sind nun die Anstrengungen des Krieges, die Opfer alle ausgeglichen durch den Erwerb eines Winkelschens Finnland? Hat Rußland die europäische Stellung errungen, welche ihm zukommt? Der Verfasser blickt auf die innere Lage des Landes: in der Verwaltung überall Unordnung, Intrigue und Zanf der Beamten; nach außen überall eine Politik der Launen. Nicht ein würdiger Rathgeber am Hofe: dort herrschen nur Capricen eines Weibes, Begierden glücklicher Günstlinge.

Statt weiterer Betrachtungen druckt der Verfasser ein „politisches Pamphlet“ ab. Er hat es handschriftlich in der academischen Bibliothek erstöbert. Es ist die Unterredung zweier Soldaten auf der Campagne von 1743. „Weißt Du, Bruder, wohin wir schwimmen?“ fragt Simon. „Nirgends und überall hin,“ antwortet Jakow, — „gegen Finnland.“ „Aber Finnland ist ja unser,“ wendet Simon ein: „was haben wir da erst zu schaffen?“ Das Gespräch geht seinen Gang; man gedenkt der Tapferkeit, vielmehr der Feigheit der Schweden. „Die Deutschen sagen,“ bemerkt Simon, „der Schwede wird Stand halten.“ „Ach, Bruder, die Deutschen!“ erwiedert der Andere, „die lügen von der Leber! — da ist der General Löwenhaupt; an dem wußten sie auch nicht genug zu rühmen simonische Kraft, herkulische Tapferkeit, odysseische List, salomonische Weisheit, — nun, ist er doch gelaufen und hat sich fast noch die Hosen beschmutzt!“ „Die Deutschen sagen,“ bemerkt diesmal Jakow, „der Admiral sei ein sehr geschickter Mann.“ „Gewiß,“ meint Simon, „unser Admiral Golowin ist nicht ohne Kopf.“ Am folgenden Tage spinnt sich die Unterredung von neuem an; die Flotte bewegt sich langsam vorwärts; der Friede wird geschlossen; die Freunde discutiren den Frieden. Jakow gedenkt der früheren Feldzüge, — er hat sie mitgemacht, — so kommt er auf Münnich. „Du weißt,“ spricht er, „als die Kaiserin Anna noch lebte, ging es nach Polen. Oberbefehlshaber war damals der General Racy, heute Feldmarschall, ein Fremder zwar, jedoch ein guter Mann. Allein als wir vor Danzig kamen, langte der General-Feldmarschall Münnich an, ein Deutscher und nicht unsers Glaubens! Der ging hart mit uns um, mit uns russischen Soldaten und Officieren; was kümmerte es ihn, wenn man uns todt schlug, wenn unsereins umkam! Uns immer sandte er zu wahnwitzigen Attafen, wie einmal, wo er sich toll und voll soff und die

besten aller Grenadiere zum nächtlichen Sturm commandirte: da kamen wenig ins Lager zurück und auch die fast alle mit Wunden. Viel gute Soldaten kamen ums Leben und Alles um Nichts. Und als man mit Polen fertig war und den König August auf dem Thron hatte, und als wir nach Rußland heimkamen und auf Frieden hofften und Ruhe, da ging's wieder gegen die Türken und im Jahr 1736 erhielt er, der Münnich, den Oberbefehl und der General Lacy wurde Feldmarschall, um Mosow zu nehmen. Da hatten wir zwei Fremde zum Feldmarschall, was doch seit Anbeginn Rußlands und bei unserm allergnädigsten Vater und Herrn, ewig gesegneten Andenkens, dem Kaiser Peter d. Gr. nie vorgekommen war. Da zogen wir unter Münnich in die Krim, in die wüste Steppe, fast ohne Proviand und Karren. Er aber holte sich die Russen heraus und stug an abzustrafen Stabs- und andre Oberofficiere, und machte sie ohne Recht und Gericht zu Soldaten und that ihnen vor der ganzen Fronte Schmach an und Alles um Possen, bald, weil ein Officier kein weißes Halstuch, bald weil ein anderer keinen Puder im Haar hatte. Ja, wer konnte darauf achten in der Steppe, im Staub, unter tausend Strapazen! Und schickte uns immer ins Dickste und kümmerete ihn nicht, ob auch die Leichen in Haufen um ihn lagen: waren es doch nicht seine Bauern, nicht Leute aus seinen Dörfern: aber russische Edelleute! Wollte er doch nicht ewig in Rußland leben; an den Hof wollte er berichten können von seinen tapfern Thaten und Ruhm gewinnen und Reichthum. Am Hofe aber, wer hatte das Heft in Händen? Deutsch war Alles; Freunde von ihm und Helfershelfer. Die russischen Generale und Senatoren, das waren ja nicht einmal Menschen; man sah sie nur an, um ihnen den Kopf abzuschlagen oder sie zu verschicken; denn jenen standen sie im Wege. Und wir, auf dem Rückzuge aus der Krim, gingen abgezehrt wie Schatten und hatten nur Pferdefleisch zur Speise; er aber wollte nichts wissen vom Wörtchen „unmöglich“ und mehr als einmal sprach er: „Aber, Batuschka, für russische Leute gibt es keine Unmöglichkeit!“ Er freilich stopfte sich mit frischem Fleische und trank Ungarwein und wurde doch krank und schwach: es lag in der Luft! Aber wir arme Soldaten sahen drei lange Tage nicht einen Tropfen Wassers! So führte er uns nach Ditschakow, zum Sturm, ohne Leitern, ohne Faszinen, durch einen Graben, zehn Sassen breit und tief und darüber; die Türken sahen es wol und schlugen uns nieder; ein Glück, daß in der Stadt Feuer ausbrach: da ergaben sie sich. Nur drei Stunden warten und ohne Menschen-

verlust wäre die Stadt gefallen vor unsern Kugeln. Münnich aber freute sich seiner türkischen Priße, ließ im zerstörten Dschakow acht Fußregimenter und zwei Dragonertrupps und wollte den Ort zur großen Stadt machen, zum Hafen von ganz Asien und setzte Bewohner hinein. Es kam aber eine Seuche und Alle starben und nun war die „Unmöglichkeit“ da: Münnich selbst zerstörte die Stadt und Alles fiel über einander. Aber des Krieges war kein Ende. Das Jahr darauf hob man neue Rekruten aus, mehr als je vormals, auch fromme Leute, Popen und Mönche wider all ihr Gelübde. Und kam am Dniepr aus Noth und Mangel fast Alles um. Aber seine deutschen Helfershelfer halfen ihm sich ausreden. Als er Dschakow genommen, wurde er allmächtig, that, was er wollte; da war man seines Ruhmes voll und seiner großen, nützlichen Thaten und überlud ihn mit Dörfern, mit Geldern, mit kostbaren Geschenken. Aber vom russischen Volk, das um Nichts war hingeschlachtet worden, hat Keiner geredet. Wer sollte mit dem fühlen? Die russischen Generale zwar wußten es wohl und sahen es, aber sie wagten nicht zu reden. Jeder ist sich selbst der Nächste; sie dachten an sich. Die Armen im Heere sehnten sich nur nach Abschied; denn Keiner wurde befördert, außer wo es an Deutschen fehlte. Und wie Münnich, so schimpften uns auch die anderen deutschen Generale, nannten uns Duraki oder Vieh und in manchem Regiment gab es zuletzt nicht Einen russischen Officier. Kam aber irgend ein Deutscher angekränkt, der wurde General, Obrist, Stabsofficier, zum mindesten Capitain oder vornehmer Beamte. Alle Stellen hatten sie inne, in Kurland blieben nicht viel Burschen und Fleischer: alle wurden Officiere. Ich selbst, Bruder, habe in Mitau einen angesehenen Deutschen gesprochen: „Bei Euch, sprach er, in der Armee dienen alte Burschen und Packträger von mir zu Duzenden, jetzt sind sie Officiere. Habt Ihr denn selber keinen tauglichen Edelmann?“ Ich aber sagte ihm: „Taugliche giebt es schon, mehr als wir brauchen; aber Gott will es nun einmal so haben, was wissen wir!“ Der türkische Krieg aber ging weiter und wenn nicht zur rechten Zeit die Botschaft vom Frieden kam, wir wären Alle Hungers gestorben und aus wäre es gewesen mit dem russischen Heere. Das ist, gerechter Gott, die große Güte und Gnade, welche die Deutschen uns Russen erzeigt haben, das sind ihre treuen Dienste für's russische Reich! Nun, es kommt eine Zeit, daran zu denken!“ — „Aber, ums Himmelswillen,“ fällt Simon ein, „gab es denn beim Münnich gar keinen russischen General und warum hat keiner ihm dreingeredet?“ —

„Er hatte,“ erwiedert Jakow, „fast nur deutsche Generale um sich, Helfers-helfer und eines Glaubens mit ihm; russischer Obergenerale gab es nur einen, Rjumjanzew, zwar ein braver Mann und ein kluger Minister und ein Liebling und Generaladjutant des ewig seligen Herrn und Kaisers, Peters des Großen, und jetzt hat er auch mit den Schweden den Frieden zu Stande gebracht; aber was konnte er thun? Münnich hatte die Plenipotenz; die russischen Obristen ließ er todtschießen, die Generale machte er zu Soldaten. Selbst Rjumjanzew war in Gefahr um sein Leben. Einmal hatte er dreingeredet und das russische Interesse vertreten. Da jagte Münnich ihn aus dem Zelte und schrieb an den Hof und machte ihm viel Schererei. Gott allein hat den Braven geschirmt, den Sohn des russischen Vaterlandes, und nicht geduldet, daß er verdürbe. Als nun der Feldzug beendet war und Münnich nach Petersburg kam, da er that sich zusammen mit dem ehemaligen Herzog von Kurland, Biron, und seinen deutschen Creaturen, und schleppten sich Gold und Silber aus Rußland über die Grenze. Ich selbst habe die Häuser gesehen, die Biron sich in Mitau und Riga gebaut hat. Unsrer armen Bauern rissen sie aus den Hütten und sperrten sie ein und ließen sie Hungers sterben: er aber wußte sich nicht zu lassen vor silbernen Servicen und goldenen Geräthen, vor Brillanten und kostbaren Zügeln seiner Pferde. Nach dem türkischen Kriege aber und als die Kaiserin Anna todt war, da wurde er, der Biron, Herrscher über das russische Land: das ging mir ins Herz, wie mit Bärenkrallen. Da war das arme Rußland aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Adieu, unsrer rechtgläubige Kirche, unsrer frommen Väter! Hat man zehn Jahre zu Allem geschwiegen, so wird man jetzt wol den Mund nicht aufthun. Adieu, treue russische Adelschaft, — und du, von Peter dem Großen aufgezogene, tapfere Soldatenschaft! Zehn Jahre seid ihr vergessen und verrathen; nun ist es gar mit euch zu Ende! Peter der Große hat Fabriken und Manufacturen geschaffen und allerlei treffliche Künste, Adieu! Für Rußland seid ihr dahin. Denn Fremde haben die Herrschaft. — Einmal — wir lagen wieder im Felde — gab's frohe Nachricht; durch's Heer lief die Botschaft: Münnich habe den Biron gepackt und verschickt mit allen Creaturen, darunter den Preussaken Bismark. Und wir, russische Soldaten, treten zu einander und flüstern leise: der Teufel hegt den Satan und beide sind unserm Rußland nicht von Nothen! — Aber im selben Jahre erklärte der Schwede uns ungerecht den Krieg. Fragst du, warum? Das hatten die Deutschen, die Vergiffter russischen

Brotess, verschuldet. Denn der Schwede sah das Reich in Verfall, während des türkischen Krieges, und meinte: nicht Einen Soldaten sollte ganz Rußland aufstellen gegen ihn. Allein der allmächtige Gott hat die veruchten Anschläge der Heiden zunichte gemacht. Den Geist Peters des Großen hat er wiedererweckt in dessen Tochter Elisabeth Petrowna. Gesandt hat er sie, den Händen der Fremden das Scepter des Vaters zu entreißen, aus Schimpf und Schande den russischen Adel und das Volk zu befreien. Wahrlich, Bruder, wäre sie nicht erstanden, die große Kaiserin Elisabeth, wir säßen im Dunkel und sähen kein Licht, bis wir stürben! Sie hat viele echte, russische, tapfere, würdige Männer, — noch freilich sind sie nicht sichtbar vor der Masse der Fremden. Befestige, Gott, die Kaiserin auf ihrem Thron, der gebaut ist von ihrem Vater aus festem Fels, unerschütterlich in seinen Gesetzen auf viele Jahre!“

Mit diesem Stoßgebet schließt die Unterredung. Sie spiegelt die Zeit ab. Am Tage, als Elisabeth den Thron bestieg, vernahm sie das Geschrei der feiernden Soldaten: „Nieder mit den Fremden! Die Russen hoch!“ Sie umgab sich dann mit Männern der „russischen Partei“. Die Berühmtesten unter den Fremden, welche dem Lande „unstreitig gute Dienste“ geleistet, erfuhren ihre Ungnade. Einer nach dem Andern, verließen sie das Reich. Selbst Keith ließ sich kaum überreden, noch auf kurze Zeit zu bleiben. Die größte Aufregung herrschte im Heere; die Disciplin war gelockert; die Soldaten wurden von den russischen Offizieren gegen die Deutschen gehegt und die Garde, als sie erfuhr, der Prinz von Hessen-Homburg habe Klage geführt über ihren meuterischen Geist, erklärte: wenn er nicht stille halte, würde sie ihn und alle Deutschen in Stücke hauen.

In einigen Anmerkungen versteckt der Verfasser das Geständniß, aus Jakow rede zuweilen die Leidenschaft.

Ich fürchte, von dieser Leidenschaft ist ein gut Theil übergegangen auf den Verfasser. Ob sie ansteckt, ob sie epidemisch ist oder endemisch? Genug, sie durchwühlt seit dreihundert Jahren ein großes Volk; sie steht gespensterhaft an seiner Wiege; mitten in seinen Festen steigt sie auf und bricht sich Bahn in Schmähungen und Liedern; sie begleitet es in die Schlacht und wieder heim; sie hilft ihm die eigenen Mängel tragen; sie tröstet es noch auf dem Sterbebette; sie vergiftet zugleich und verführt seine Erinnerungen: sie verdunkelt die Glanzperioden seiner Geschichte und über-

tüncht mit trügerischem Lichte deren graufigste Schatten. Und vergift ihrer einmal das Volk: seine Lehrer erwecken ihm die Erinnerung.

Wir sind nicht gewohnt, die Krute als Erbstück deutscher Wirthschaft zu beängeln. Wir hatten bisher nichts vernommen von ihrer Herkunft aus Westen. Wir haben dies heute nur noch antiquarisch interessante Werkzeug eher für ein mongolisches Geschenk gehalten. Eine jungrussisch-historische Schule belehrt uns eines Andern. Nie ist sie kunstreicher geschwungen als von deutschen Händen. Zudem, was Zwan Grosny, was alle Seinesgleichen! Der größte Meister, der sie geführt, war Peter der Große. Herunter muß er von seiner Höhe, von dem Granitfelsen, den er hinansprengt! Gegen Peter den Großen wenden sich krampfhaft die Motive aller Eifersucht, alles Hasses, aller Ueberhebung.

Von Peter dem Großen schreibt auch Herr Semewski. Er wählt sich die dunkelste Stelle aus seinem Leben. Soeben ist der sechste Band von Ustrjalow's Geschichte des großen Kaisers erschienen — der vierte und fünfte liegen noch im Pulke —; es handelt dieser Band vom Zarewitsch Alexei und seinem tragischen Ausgang. „Ein Ereigniß an sich“, bemerkt der Recensent mit Recht, „ist schon das Erscheinen dieses Bandes“. Wer hätte noch vor Kurzem gewagt, so zu schreiben? Wie hätte man noch vor Kurzem gestattet, auch nur die Documente zu drucken, welche den Beleg bilden für Herrn Ustrjalow's, des Hofhistorikers, nüchterne Erzählung? Allein so nüchtern: erschütternd genug und sättigend auch für den wildesten Hunger. Ungefättigt bleibt nur der Haß.

„Warum, fragt Herr Semewski, erzählt uns Ustrjalow nichts von der saubern Gesellschaft, in welcher der Zarewitsch aufwuchs? Warum nichts von dem Saufen, der Ungebühr, der Grausamkeit, der Gemeinheit selbst derer, die seines Vaters hohe Vorbilder waren?“ Noch glauben wir Fragen historischer Wissbegierde zu vernehmen. Aber je weiter die Erzählung schreitet, je tiefer die Schaudergeschichte ergreift, um so eifriger wird der Mann, sie mit schauerlichen Randglossen zu überbieten. Der Proceß ist eingeleitet; die Verhöre beginnen; die Sentenzen werden vollzogen. Ein selbstjames Verlangen nach statistischer Befriedigung läßt Herrn Semewski keine Ruhe; ihm genügt nicht, „ein Lexicon denkwürdiger Russen und Russinnen, die unbarmherzig bearbeitet worden mit Watogge und Krute“, er muß die Hiebe zählen, ihre Summe ermitteln. Wo die Angabe fehlt, da combinirt er nach Schätzung und sucht wahrscheinliche Ziffern. Methodisch — so weit die Leidenschaft sich mit Methode verträgt — ermittelt er Alles

in Allem 2060 Siebe. Dann forschet er in den Ufsen des verhängnißvollen Jahres 1718 nach Flecken, den kaiserlichen Vater zu kennzeichnen. Am 31. Jan., am Tage, da man den Zarewitsch ins Dorf Preobraschenst zur Haft bringt, ergeht der Befehl: „Wer Eiden gegen des Kaisers Verbot fällt, dem soll die Nase geschlitzt, er soll mit Knuten gehauen und zur Zwangsarbeit verschickt werden.“ Im März wird das Bluturtheil an Geistlichen vollzogen: am 16. März ergeht ein Ukas: „Alle Sonn- und Feiertage sollen die Leute zur Kirche, jährlich mindestens einmal zur Beichte und zum Abendmahl; darüber ist Buch zu führen; wer die Beichte versäumt, zahlt Strafe zu Besten des Geistlichen“. Der Zarewitsch in seinem Gewahrjam trinkt bis zur Selbstzerrüttung. „Wer befahl, fragt Herr Semewski, ihm trinken zu geben?“ Die Beischläferin des Zarewitsch wird gefangen gehalten; sie ist schwanger; Ustrjalow meldet nicht, was aus ihr und ihrem Kinde geworden. „Natürlich, denkt der Recensent, da, wo sie saß, neben vorbei floß die Nawa.“ — Das heißt Geschichte schreiben mit unverstöhnlichem Haß im Herzen.

Es giebt eine andere Art Geschichte schreiben: ein Gefühl sittlicher Würde im Herzen. Je voller der Becher, um so ruhiger sei die Hand. Je schwerer dem Geschichtschreiber die Seele sich abdrückt, wenn er sein Amt zu üben hat an Scenen, welche das Blut erstarren machen, um so feuchter sei der Stil, um so gemessener die Beschränkung auf das Nothwendige. Wir werden den Versuch wagen, in einem der nächsten Hefte dieselbe Geschichte zu erzählen. Darum rechnen wir hier nicht weiter mit Herrn Semewski.

Der große Kaiser also ist ein Dorn im Fleische Jung-Rußlands. Was von ihm kommt, ist vom Uebel. Und was ist nicht von ihm gekommen im heutigen Rußland? Ueber ihn schreibt man und denkt dabei an Alles, was von ihm kommt. Auf Alles schilt man und trifft ihn, auch ohne ihn zu nennen. War er nicht ein Freund auch der Fremden?

Hat er nicht die Ordnung gegründet im Staate und eine geregelte Verwaltung? Verwaltung aber ist ein Greuel in den Augen der jung-russischen Schule — — „Wer Eiden fällt —“ wir haben uns von Herrn Semewski belehren lassen über die Strafe, die dem Verächter des kaiserlichen Willens droht. Ex ossibus ultor! Nieder mit der Eide der kaiserlichen Größe!

Ein anderer Segner ungefallter Eiden — ein harmloserer und diesmal im buchstäblichen Sinne — Herr N. Schelgunow eröffnet seinen Feld-

zug gegen „eine der bürokratischen Kästen No. 1“. Er verspricht einzuhauen in die Förster und haut in den Wald. Er schreibt eine Einleitung mit Deutschland im Vordergrunde. Er schildert, wie er voll Ehrfurcht für die daheim vom Katheder vernommene Forstphilosophie nach Deutschland gekommen. Die Ehrfurcht ist um so größer, als er „nichts begriffen hat von den tiefstimmigen Lehren“. Von Deutschland hat er sich die blendendste Vorstellung gebildet. Positiv weiß er nur, daß man in Sachsen „sehr billig“ lebt, daß „in Sachsen die schönen Mädchen wachsen“, daß die berühmte Academie „für Forst- und Landwirth“ unter „Oberforstrath“ Baron Berg steht und daß er in Hubertsburg den ausgezeichneten praktischen Forstmann Zinfernagel finde. Mit dieser gründlichen Vorbildung überschreitet er die Grenze. Gleich die erste Enttäuschung ist hart: die erste Fichte, die er in Deutschland anstaunt, er traut seinen Augen kaum: es ist die gemeine *Pinus silvestris*, wie sie zu Tausenden in Rußland stehen; nur krummer als ihre Schwestern im Osten, und abgerupft. Dann steht er ein Wäldchen: es ist sauber, aber wie ausgefegt. Dann lernt er die ganze Forstwirthschaft kennen. Dann geht ihm die Ueberzeugung auf: für Rußland taugt diese Wirthschaft nicht. „Wozu einen alten Kasten flicken? Lieber einen neuen nähen!“ „Wozu eine Kaste von Förstern?“ „Wozu diese Forstwissenschaft mit ihrer Forstmathematik, Forstchemie, Forstwirthschaft, Forstpolizei?“ „Wozu diese Förster, die nicht Staatsbürger sind, sondern Zunftmeister und Tschinowniks? Wozu Alles regeln nach der Kron-Forstwirthschaft?“ „Als ob Privatpersonen ihre eigenen Interessen nicht besser begriffen!“ Welche herrlichen Wälder zieht der Graf Schwarzenberg in Böhmen! Wie trefflich stehen die Gemeindewaldungen der Schweiz! Warum soll der Privatmann seinen Wald nicht in Feld verwandeln? Gibt es denn heute keine Kohlen? kein Eisen? Glück auf! und lustig hineingehauen in den Wald!

Von der Forst- zur Ackerwirthschaft ist nur ein Sprung. Man springt. Wieder liegt ein Deutscher im Wege. Zwei Arrestanten sitzen beisammen (die Pseudonymen (Samoswanzy), Erzählung eines Arrestanten von J. Troizki); sie sind an einander geschmiedet. „Herzlich lieb habe ich dich gewonnen, Bruder“, beginnt der Aeltere. „Alle meine Geheimnisse will ich Dir aufdecken. Jung bist Du, Archipp, noch grün, darum noch dumm. Deine größte, Deine Hauptsünde ist, daß Deine Seele noch weich ist wie Gallert. Warte nur, sie wird nachtrocknen; Du wirst fester werden, Du wirst zu Stein werden — auch so lebt sich's weiter. Willst Du, so erzähle

ich Dir von mir. Was habe ich nicht erduldet! Was habe ich nicht durchgemacht! Nun aber, wo ist der Unterschied zwischen uns Beiden? Wir gehen Einer neben dem Andern, schlafen und arbeiten mit einander; Händchen und Füßchen sind uns mit eisernen Kettchen an einander gebunden, wo ist da der Unterschied? Und, Archip, bei Deiner Seele, was hast Du Großes vollbracht, um mit mir in einer Linie zu stehen? Dein Täubchen hast Du dem deutschen Verwalter nicht abtreten wollen, ohne ihm — das ist Alles! Aber was hilft's, viel zu reden? Du wirst kein Character. Der Herbstwind wird Dich mürbe machen, wie nasses Stroh; hier am Orte wirst Du faulen; ein besseres Loos wird Dir nicht ausgehen.“ — Selbst der Verbrecher hebt sich vortheilhaft ab auf dem Hintergrunde deutscher Verfolgung. Abermals eine Verwandlung, und der Deutsche schleicht verbrecherisch durch den Vordergrund.

Wir begegnen ihm wieder in einer Komödie: „Die Tante“. Sie, nämlich die Tante, schimpft und hustet. Ihr Nefse verspielt in einer Schäferstunde mit „Pelagija“ die Erbschaft. Die Alte lauscht im Unterrocke, fällt um und ist todt. Ob nicht der Dr. Klepper sie vergiftet hat? Das Programm führt ihn als „Idiot“ ein; doch nein, es heißt nur: „fast idiot“. Für den russischen Schauspieler eine dankbare Rolle und ohne Pein für's Gedächtniß. „Здрáсти. Ну? Да, да! Gut. Ja, ja! Каршò. Прáchtig, прáchtig! (als er eine Dose geschenkt bekommt). Ошeнь-òшeнь каршò. Danke, danke. Блáдарсти.“ Damit schwindet er ab.

In dem Roman, dessen erste Hälfte nun folgt, tritt ein Deutscher nicht auf. Die Geschichte ist „echt national“, wie die Redaction rühmt. Sowohl das Sujet (сюжетъ романа) ist preiswürdig, als die Kunst zu gruppiren (группировать факты). Allein im Namen des russischen Volks wird der wohlwollende Deutsche Protest erheben gegen die Bezeichnung des Gemeinen als „echt national“. Da ist keine Spur von sittlicher Erhebung. Eine Reihe widerlicher Familienscenen drängt sich uns vorüber. Man vergleiche sie mit Hebbel's Maria Magdalena; die Themata sind verwandt und doch welche unausfüllbare Kluft zwischen dem russischen Roman und dem deutschen Drama! Gewiß giebt es in der Wirklichkeit jedes Volkes so grundgemeine Figuren, wie in dieser russischen Dichtung; allein kein gräßlicher Gömmer führt sie in die Welt als Typen des Volkes, dem er selbst angehört, mit Geburt und mit Ehre. Da ist ein gemeiner, selbstüchtiger, um sich schlagender Vater; eine gemeine Mutter voll Affenliebe; eine gemeine, zänfische, lüsterne Tochter; ein gemeiner angehender Nange, der Sohn; ge-

meine Kutscher; gemeine Gesellen; gemeine Dirnen; mitten darunter bewegt sich ein schwächliches Biederpaar und aus allen diesen Gemeinheiten hat eine Frau den Roman gewoben, welchen die Redaction den Lesern ans Herz legt mit „nationaler“ Empfehlung.

Kennten wir nicht zur Genüge die krankhafte Schwäche slawischer Schriftsteller, für den Character ihres Volkes um jeden Preis ein apartes Kennzeichen hervorzuwählen, wir vermöchten irre zu werden an dem Bezufe des russischen Volkes. Zum Glück widersprechen sich die Herren so herzlich, daß wir längst zurückhaltend geworden sind, von ihnen zu lernen. Will jener Roman uns einflüstern, das russische Bürgerthum habe zum „nationalen“ Kennzeichen die Gemeinheit, so belehrt uns sofort Herr Pogodin, das Erbtheil der Slawen von den Vätern sei himmlische Selbstverleugnung. Herr Lochwizki recensirt seine „Normannische Periode der russischen Geschichte. Moskau 1859.“ Es erquicken die verständigen Worte des Recensenten nach all dem Widerspiel müfter Leidenschaft. Herr Pogodin hat sich ausführlich bemüht zu beweisen, in Allem sei die Geschichte des Ostens von Alters her dem Westen entgegengesetzt. Herr Lochwizki beweist in Kürze und schlagend das Gegentheil. Ein Beispiel genüge. „Ich will“, schreibt Herr Pogodin, „nicht eingehen auf den Beweis, daß andere Anlagen gefunden werden im Manne des Nordens, andere in dem des Südens, des Westens, des Ostens; daß dieses Blut rascher fließt, als jenes; daß jedes Volk seinen Character hat, seine Tugenden, seine Laster. Die Slawen waren und sind ein friedliches, stilles, geduldiges Volk. Die alten Schriftsteller bezeugen es von den Westslawen. Unsere (die Ost-) Slawen besitzen diese Eigenschaft in noch höherem Grade. Daher auch erkannten sie jederzeit fremde Gewalthaber ohne Widerstand an, erfüllten deren Gebote, erzürnten sich über Nichts, waren immer mit ihrem Loose zufrieden. Die Poljanen zahlten den Chazaren Tribut; — da kam Oskold: sie zahlten ihm; — dann Oleg und sie zahlten auch diesem. Wem gebt Ihr Tribut? fragte Oleg die Sjewerjanen. — Den Chazaren. — Gebt ihnen keinen mehr, sondern mir. Und ihm zahlten sie den Tribut. Ein so unbedingter Gehorsam, ein der westlichen Reizbarkeit so sehr entgegengesetzter Gleichmuth wirkte mächtig mit, zwischen beiden Völkern (den normannischen Warägern und den slawischen Russen) die Eintracht zu erhalten.“ „Leider“ — bemerkt der Recensent mit Feinheit — „kommt diese schöne Tugend allgemach aus der Uebung und die westliche Reizbarkeit steckt uns an. Ja, Herr Pogodin selbst scheint ihrem unheilbaren Einfluß verfallen:

seine schönen Reden aus der Zeit des letzten Krieges — ganz Rußland las sie mit Entzücken — sind nicht völlig im Tone der alten Poljanen oder Sjewerjanen gehalten.“

So sind die Geister der alten Poljanen, nachdem sie — der Frau Kobjakow zum Troß — das Spiegelbild von der Gemeinheit des russischen Volkes in specifischer Saufmuth blindgelaugt, wieder verschleucht vom eignen Beschwörer mit unbesonnenen Kriegsreden und darum wol ausgeblieben im Saale der großen Passage, zu Petersburg, im Jahre 1860.

Es gab ein Turnier auf dem Trocknen. Der Fall ist bekannt. Ritter gegen und für den Actiendampf des schwarzen Meeres versuchten ihre Lanzen. Was zuvor in den Journalen Herr Perozio durch Ziffern erhärtet, das hatte in den Journalen Herr Smirnow durch Ziffern entkräftet. Herr Perozio forderte den Gegner auf mündliches Verfahren. Mündliches Verfahren war eben die Sehnsucht des Tages. Die Obmänner wurden gewählt; ein „Superarbitrer“ lenkte die Begegnung; das Publicum bewies seine Theilnahme; da plötzlich erklärt Herr Lamanski die Sitzung gehoben und den Beweis geschlossen — daß das russische Volk noch nicht reif sei für mündliches Verfahren.

Aus dem Vermischten der Zeitschrift erhebt sich Herr N. Sch. mit feierlichen Protesten: Wie! Eben diese Scene sollte die Probe der Reife geben und das russische Volk wäre nicht reif? Gab denn das Publicum seine Achtung nicht kund, schon da es in Masse erschien, da es vor Begierde brannte, da es wetteiferte, die handelnden Personen zu Gesichte zu bekommen, da es sich über Alles, was bevorstand, lebhaft unterredete? Die Uhr schlug zwölf. Der Superarbitrer nahm seinen Sitz ein; Alles verstummte; jedes Geräusch wurde mit Zischen bestraft: ist das nicht Achtung? Der Kampf ging los, anfangs nach bester Regel. Herr Smirnow begann; Herr Perozio replirte. Dann stritten die Obmänner: das Resultat war Null. Null auch beim zweiten Punkt. Null bei dem dritten. Da erklärt Herr Perozio die Richter leidenschaftlich parteiisch; ein Obmann des Gegners, Herr Serno-Solowiewitsch, bemüht sich eben in seiner Widerlegung, als ein Gegenobmann, Herr Poletika, „unter allgemeinem Tumulte“ die Stimme erhebt und „jähzornig“ ruft: es schiene, seine Bemerkungen fänden „trotz dem Beifall des Publicums“ keine Beachtung. Erneutes Lärmen im Saal und auf den Gallerien; Herr Poletika springt auf und eilt aus dem Saale. Herr Lamanski erhebt sich. Fortfahren! Fortfahren! ruft es

von allen Seiten. Herr Lamanski erhebt sich von neuem und erklärt in kurzer Rede — „daß wir nicht reif seien für ähnliche, mündliche Verhandlungen“. Die Sitzung ist gehoben.

Wen, ruft Herr N. Sch. voll Entrüstung, wen meinte Herr Lamanski mit dem „Wir“? Etwa das Publicum? Hat es nicht Achtung und Aufmerksamkeit einer Sache geschenkt, die dessen kaum würdig war? Oder hat es sich ungebührlich betragen? Die Statuten des Kampfes hatten es zwar verpflichtet, die Redenden nicht zu unterbrechen und nicht Theil zu nehmen an der Fehde. Und der Herr Superarbiter hatte es gebeten, der Zeichen von Beifall und Mißfallen sich zu enthalten. Es hat an sich gehalten, so lange es konnte. Aber von ihm das Schweigen eines Klozes verlangen, heißt seine Macht und Bedeutung verkennen. Das mündliche Verfahren ist ja nur darum so wichtig, weil über die Richter das Publicum zu Gericht sitzt; weil sein Beifall oder sein Mißfallen zur Haupttriebfeder wird eines gerechten Verfahrens für diejenigen, welche es überwacht; weil sein Beifall die Handelnden kräftigt, belebt und stützt. Nur daran unterscheidet sich das mündliche vom alten geheimen Verfahren. Der Gesellschaft das Recht abstreiten, daß sie ihr Urtheil laut (громко) kundgebe, heißt eine Formel wollen ohne Leben, ohne Gedanken. Wozu ein Publicum, wenn es nur denken darf und das Maul halten? Lieber keines, als daß man es entwürdigte zur Rolle eines Klozes oder mißbrauche zur Staffage für die Arena. Etwa darum erklärt Herr Lamanski das Publicum unreif, weil es gezischt, so oft die Obmänner ohne Beweiskraft und unlogisch sprachen, dagegen geklatscht, so oft es in einer Rede Gedanken und Nachdruck spürte? Der Herr Superarbiter hat Eins nicht beachtet: daß bei jeder Bezeigung von Gunst oder Ungunst das Publicum jene Scharfsicht kundgab, welche den bündigen, russischen Geist kennzeichnet. Es ward dem Publicum ein Schauspiel geboten: der Streit zweier Herren, wer von Beiden gelogen; es wollte nicht nur eine Fastnachtskomödie haben, nicht einen Sonntagspaß, nicht ein Turnier von Tugend und Laster; es verlangte Entscheidung der Hauptfrage: wie weit der Director der russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft des schwarzen Meeres gerechtfertigt werde. Darum, so oft die Frage weder mit Ja noch mit Nein beantwortet wurde, so oft die Obmänner nicht wußten, was sagen, wie entscheiden; — so oft auch hielt das Publicum nicht an sich mit seinem Gelächter; denn es begriff: in diesem Verfahren gab's keine Logik; es führte zu keiner Entscheidung. Ist etwa das Publicum unreif, wenn es

das Lächerliche belacht, leeres Geschwätz bezichtigt und Beifall bezeigt dem Beifallswerthen?

Leider — bemerkt Herr N. Sch. mit Seufzen, — steht Herr Lamanski nicht allein mit seinem Urtheil. Seine Meinung theilten Manche der Anwesenden und schielten dabei nach England. Freilich, dort giebt es Redner: sie sind es geworden durch Uebung. Uns fehlt's noch an Uebung: das lehrte zur Genüge die Verhandlung; das lehrten die endlosen Wiederholungen, welche Herrn Serno-Solowiewitsch's Reden auszeichneten, und Herr Lamanski selbst, da er dem Publicum den Vorwurf der Unreise an den Kopf warf, bewies, daß die dem Redner, geschweige dem Vorsitzenden, unentbehrliche Selbstbeherrschung ihm noch fehle. So steht es mit den Rednern freilich nicht zum Besten. Allein das Publicum? Wahrlich, es hat sich ebenbürtig gezeigt jeder englischen Versammlung. Man lese nur irgend eine Parlamentsrede und sehe, wie man in England die Stimme des Publicums hoch hält und jeden Erweis seines Beifalls. Jedes Bravo, jedes Händeklatschen und Fußstampfen wird von den Stenographen verzeichnet; je wichtiger die Berathung, je gewaltiger der Redner, um so lebhafter die Betheiligung des Publicums, um so häufiger die Bravos. Was bedeutet denn die englische Bezeichnung: stürmische Sitzung? Etwa, daß das Publicum „an sich gehalten?“ Allein vor Allem, welche naive Forderung: ein Russe soll Engländer werden! Sollte — Herr N. Sch. erhebt sich zur Schlussentz — sollte der Streit der Herren Perozio und Smirnow wirklich zur Probe werden für das Publicum, — nun, es hat sie trefflich bestanden und sein Recht erwiesen auf größere Achtung, als ihm zu Theil ward!

---

Brechen wir ab. Der Zeichen sind genug: uns kummert die Strömung. Wohin sie sich richtet, wovon sie bewegt wird, ich meine: es liegt zu Tage.

Freilich, es giebt ein Publicum, ein Ideal des Herrn N. Sch., es denkt nie, ohne zu reden und oft spricht es ohne Gedanken. Es hat die Geschichtchen vernommen und protestirt gegen langweilige Folgerungen. Was läßt sich denn aussetzen? Ist jenes Soldatenpamphlet etwa geschmiedet oder wird es nicht anspruchslos geboten als Signatur eines verflorbenen Jahrhunderts? Ist denn die traurige Geschichte von Alexei Petrowitsch erfunden oder hat sie sich nicht wirklich ereignet? Hat nie der Zwang der Kasten und Zünfte ein junges Volksleben gefesselt? Hat es nie Ärzte

gegeben, über die man gelacht hat? Sind deutsche Verwalter nie Schurken gewesen? Und, wenn es widerliche Familienscenen giebt, warum sie verleugnen?

Vielleicht und freilich. Allein, so heizig das Feuer brennt, Kindern treibt man das Feuerspielen nicht aus durch Brandgeschichten.

Und all der Lärm, ruft ein Anderer, um ein Heft einer russischen Zeitschrift? Eben um ein Heft. Oder soll der Lärm auf einmal losgehen aus all den zwölfmalzwölf andern? Wer viel in ihnen gelesen, nicht mit schlafenden Augen, sondern nüchtern, mit scharfem Blicke für die vorüber-treibenden Zeichen, der weiß, wie die Strömung endlos in einer Richtung immer dasselbe Ufer trifft und tiefer und tiefer wühlt. Oben aber plaudert das Volk ahnungslos.

Folgen wir jenen russischen Soldaten, während sie plaudernd hinschwimmen; — jetzt liegen sie schon ein Jahrhundert unter der Erde; — es waren vielleicht ehrliche Leute, die sich voll Ekel abwandten von den Gesprächen zusammengeschniedeter Brüder; einem Worte hätten sie nicht widerstanden: der „deutsche Verwalter“ hätte sie an den deutschen Feldmarschall erinnert, der „nicht ihres Glaubens“ war; sie wären hinzugetreten, mit dem gemeinen Verbrecher Hände zu schütteln. Gemeinsamer Haß, gemeinsame Liebe! So sitzen die vier bei einander. Da geht ein fünfter vorbei, ein Mann, herangebildet auf untern und hohen Schulen und blickt kaum hin auf die schmutzige Gruppe; plötzlich bleibt er stehen; ein Wort hat ihn getroffen; er wendet sich: Ach, Kinder, davon kann ich auch berichten! und erzählt von Peter dem Großen, von seinen Genossen aus der Fremde, vom Zarewitsch und dessen blutigem Ausgang. Man wird nicht satt, man fragt nach neuen Geschichten. Da gesellt sich der grämliche Possendichter dazu und bringt seine Puppe; es kommt der Politiker und verzerrt die fremden Gebräuche, und, wenn an Menschen und Sitten der Stoff ausgeht, so erquickt man das Herz an den gerupften Fichten in Deutschland.

So verschieden Alle: es verknüpft sie dieselbe Verachtung des Fremden. Sie hassen es in jeder Form, unter jeder Bedingung. Lieber gemeine Gesellschaft, als Gemeinschaft mit Fremden!

Dächte Jeder nur an sich: wir dürften lachen. Denn komisch wirkt dies Klagesied des Hasses, wie man es endlos wiederholt einem Volke von vielen Millionen, bald zum Troste, bald zur Lehre. Nur eine Lehre bleibt vergessen: kein Lehrer erzieht das Volk, was untüchtig ist an dem Fremden zu überwinden durch eigene Tüchtigkeit.

Dächte Jeder nur an sich: wir hätten eine Berufung an die Geschichte. Auch deutsche Soldaten haben für Rußland geblutet, deutsche Staatsmänner das Reich gemehrt und befestigt, deutsche Lehrer das Volk zu erheben gearbeitet in das Bewußtsein und in den Gebrauch seiner edleren Gaben. Noch giebt es deutsche Provinzen, die fest gestanden in Zeiten der Noth, die unwandelbar gehalten haben an ihren Gelübden, die gewußt, was sie galten und gethan, was sie gesollt. Ihre Söhne haben rüstig mitgebaut an dem Hause, das heute ein riesiges Volk versammelt. Sie haben gedacht und gelitten nicht nur um die eigene Ehre. Was sie gelernt, ist eingebracht in die Scheuern: sind sie darum vergessen? Aber ist denn heute die Zeit so überaus angethan, zu vergessen auch nur eines Sievers?

Wir hätten viel zu erzählen, wenn wir die Bücher der Geschichte aufschlüßen.

Aber weder lachen ist unsres Amtes, noch sitzen wir zu Gericht, noch kommen wir zu schmeicheln. Nicht um Spötter oder tückische Bewunderer oder feile Diener: um gute Nachbarn bittet ein altes Gebet.

Auch findet ja kein Volk am andern Alles nur preis- und ehrwürdig. Mag es lachen über das Fremde, spotten über das Unverständene, sobald es gelernt hat, sich selber achten. Sobald es reif geworden ist in der Zucht wahrhaft durchlebter Geschichte und männlich weiß, was es kann und will und soll.

Allein hier ist ein Volk über grenzenlose Räume verbreitet, an Gaben und Anlagen reich, noch halb gebunden in persönlicher Unfreiheit, besangen in seiner natürlichen Stimmung, jung und bildsam. Eben tritt es ins Leben und sucht seine Lehrer. Und was predigen ihm seine Weisen? Haß alles Fremden, unsichere Ahnung unklarer Zukunft: trübe Spiegelbilder seiner selbst erhebt man ihm zu Idealen. Man weiß nicht, es zu adeln: man strebt es zu reizen. Man vergiftet es mit Schmeicheln und tritt es mit Füßen.

Ueber Nacht muß es meinen, emporgewachsen zu sein über alle Völker der Erde. Seine Tagespresse beschwört dies. Jeden Monat rühmt sich das verachtete Oesterreich einer Neugestaltung: hier erneuern sich die Perioden von Tage zu Tage. Von jedem flüchtigen Einfall datirt eine neue. Frauen traten zusammen, um Handwerksbüschchen zu fleiden: eine neue Periode! Schulen leisteten nichts: man verbindet sich, nachzuerziehen; Schriftsteller hungern: man stiftet eine Casse; russische Dampfer verbrennen mehr Koh-

len per Meile, als irgend ein Dampfer im Mittelmeer: lauter neue Perioden! Vor allen Perioden geht die Geschichte verloren; vor lauter Anfang kommt es zu keinerlei Fortschritt; vor lauter Zukunft extrinkt die Gegenwart.

Alein kaum schwindelt dem Volke in seiner lustigen Höhe: so ruft ein Fußtritt es zurück in die Wirklichkeit des Gemeinen. Seine Dichter sind da, es der Gegenwart zu mahnen. Sie spiegeln ihm den Zanf und das Glend im Hause wieder, den Streit in der Schenke, die Verderbtheit und Willkühr der Großen, den Neid der Armen, den ganzen Jammer des Daseins mit allen Schrecken und Fragen: Das bist du, sieh dich wohl an und hasse, was du nicht bist!

Mit Trauer und Bestürzung, übersättigt an dem marklosen Wechsel von Ueberhebung und Erniedrigung, suchen die Edleren in der Vergangenheit Rath. Und auch dorthier dringt die Schaar wüster Stimmführer auf sie ein, voll Eifer, ihrem Vaterlande das Gute zu entreißen, das es von guten Nachbarn überkommen und zum Ersatz eine Mischung wesenloser Phantome zu bieten, den Abhub einer unverstandenen Geschichte. Als gäbe es nichts Bleibendes über den Nationen und hätte unser Geschlecht Jahrtausende sich abgerungen, nur daß wir am Ende zurückfielen in den Urzustand barbarischen Genügens! Als gäbe es keinen Eintritt in die Mündigkeit, außer daß der Sohn dem Vater die Gaben, welche er miterhalten auf seinen Lebensweg, daß der Bruder dem Bruder die Angebinde der Kindheit, der Freund dem Freunde die ersten Gelübde zurück ins Gesicht wirft, um selbst Mann zu werden! In der Zucht und in der Begegnung mit Seinesgleichen sind seine Kräfte gewachsen, seine Mittel erworben, seine Bahnen vor ihm erschlossen. Soll er sich zurückwagen in die Irre, seinen Arm zerbrechen, seine Mannheit verstümmeln?

Das aber fordern die Lehrer der neuen Weisheit. Ihnen sind Jahrhunderte vergebens durchlebt; sie wollen nichts wissen von dem geräumigen Hause, in welchem ein großes Volk sich eingerichtet hat, um in Frieden zu wachsen. Krieg künden sie an der Zucht und der Ordnung, den Danaergeschenken aus Westen. Wohl! Aber wo sind die Baumeister mit den neuen Steinen, dem Mörtel, der Regel?

Soll etwa der Staat in Atome zerfallen und brüten, bis die neuen Historiker ihr neues Entwicklungsgesetz der russischen Geschichte gefunden? Bis Herr Solowjew sein Problem von den Metamorphosen der Drushina stabilirt hat wie eine Harmonie der elliptischen Bahnen? Sollen die ver-

waltenden „Kasten“ zertrümmert liegen bis zur Auferstehung des Mjestruschestwo und seiner Verklärung in die Autorität eines Gesetzes der Schwere? Oder soll eine Wüste werden und bleiben nach der Sentenz Zwan Grosny's: „es geziemt sich nicht zuzulassen, was noch nicht dagewesen ist?“

Zwar der Eifer der Zerstörung erlahmt am Widerstande des Wirklichen; die Laune des Zufalls muß sich beugen vor dem ehernen Gebote der Nothwendigkeit. Die russischen Feldherren schlagen ihre Schlachten nicht mehr nach der Taktik des fünfzehnten Jahrhunderts; ihre Kanoniere schießen nicht Pfeile; ihre Kürassiere führen nicht die Plette. Die Dampfmaschinen gehen in Rußland denselben Takt, wie in England. Russische Humanität ist nicht aus andrer Schule als deutsche, und keine russische Logik offenbart neue Gesetze des Denkens.

So tobt der Bahn zuletzt ohnmächtig gegen die Natur des Leibes und Geistes, gegen die Wirkung des Völkerverkehrs in Freundschaft und Feindschaft, gegen den Werth eines mühsam erworbenen Besitzthums. Allein darum ist er nicht minder gefährlich. Er lähmt dem Volke die Kraft, des überkommenen Guten sich zu freuen, es fördernd und bessernd zu mehren. Er raubt ihm den Frieden der Gegenwart, die erkenntliche Erinnerung der Vergangenheit, die zuversichtliche Hoffnung einer Zukunft. Er hegt es müde mit Trugbildern eitler Wünsche, lockt es aus mäßigem Genuß in bittre Entbehrung und trachtet es auszutreiben aus seiner eigenen Geschichte, bis es sein Besitzthum heimfallen sieht an fremde Erben.

Ungehört verhallt die Warnung der Besseren; der wüste Lärm überäubt sie; mit Grauen stehen sie zur Seite und schweigen. Nur eine Hoffnung giebt es. Vielleicht kommt das Volk zu sich am Schrei, der bestimmt ist, es zu verwirren. Vielleicht bekennt es sich seines „Scharfblicks bündigen Verstandes,“ den seine Schmeichler ihm rühmen, um es zu bethören, und wendet sich dann ab — wie seines Berufs ist — zu ehrlicher Arbeit, lebt ohne Haß in Frieden, an mäßigen Gütern begnügt, mit unverdorbenem Sinne auf das Faßbare gerichtet.

Ist es ein günstiges Zeichen, daß die russischen Journale, so rasch sie aufschließen, meist rasch wieder absterben und eines das andere verdrängen? Oder schafft das die Lust am Wechsel, der Zufall, ein äußeres Verhängniß? So oder so: einmal muß über sein Geschick das Volk selbst zu Gericht sitzen. Dann wird es zwischen den „unlogischen“ Gesellen, die seine Leuchten verhängten und es mit Irlichtern täuschten, seine Größen in den Staub traten und ihm zum Gößen die eigene Niedrigkeit aufrichteten.

Dann wird es das Gute zu mehrern trachten, woher es auch stamme und auf den thörichten Bahn verzichten, in den Himmel zu wachsen über Nacht. Mühsam wird es ringen, dauernd reifen und erkennen: das erste Zeichen der Reise ist Verachtung ihres Scheines. Die Eitelkeit zu gelten stirbt mit dem Bewußtsein der Geltung und erst mit der Selbstachtung wird ein Recht errungen, über das Fremde zu lachen.

Allein dann wird auch lebhafter noch als die Nachlust das Erstaunen sein und der Zorn über die falschen Propheten. Des eigenen Werthes sicher, wird das gereifte Volk ernst und mit Achtung auch das Fremde messen nach seinem Werthe und wird erstaunt sich selber finden am Fremden. Denn was sittlich dauert, wurzelt nicht in der Laune des Instincts und des Hasses; auch ein Volk tritt seine Mannheit an nur in Selbstzucht und Selbstüberwindung. Und des Strebens der Edleren werth ist am Ende allen Völkern Dasselbe.

Anathema! schreien die Stimmführer der Zeit. „Welcher naive Wunsch,“ spöttelt Herr N. Sch., „ein Russe soll Engländer werden!“ Folgen wir der Stimme und verlassen das Volk: sehe es zu, sich selber zu helfen. Wir kehren noch einmal zurück an den Born neuer Weisheit, zu dem einen Heft einer russischen Zeitschrift. „Welcher naive Wunsch, ein Russe soll Engländer werden!“ Welche naive Lehre: Thue das nicht, so treflich es sei: so machen's die Fremden! Schöpfen sie mit Eimern, um Flaschen zu füllen, Du geh' mit der Flasche und fülle Deine Eimer. Sitzen sie oben auf Stühlen, Du setze Dich dazwischen. Richten ihre Richter und schweigt ihr Publicum, so gelte für Dich das Gesetz: das Maul, halte der Richter, das Publicum schreie!

Hier erhebt sich Herr N. Sch. mit begeisterten Protesten. „Was,“ ruft er, „bedeutet denn der englische Ausdruck: stürmische Sitzung? Etwa, daß das Publicum an sich gehalten? Je gewaltiger der Redner, um so lebhafter die Theilnahme, um so häufiger die Bravos. Man lese nur eine Parlamentsrede und man wird sehen, wie man in England die Stimme des Publicums hochhält und jeden Erweis seines Beifalls. Jedes Bravo, jedes Händeklatschen und Fußstampfen wird von den Stenographen verzeichnet!“ — Der Eifer für eine schöne Sache vergißt sich: also bedarf russische Sitte doch erst des englischen Stempels? Eben noch wurden wir anders bedeutet. Sofort auch erschrickt der Redner ob seiner vergeßsamen Schwäche: Nicht doch! à tout prix schreien wir, wie's uns um's Herz ist, denn — welcher naive Wunsch, ein Russe soll Engländer werden! — Der

Redner gebe sich zufrieden: noch droht keine Verwandtschaft. Ein Versehen ist ihm begegnet, ein unbedeutendes Mißverständniß: er selbst ist Vater des Gespenstes, vor dem er zittert. Wer ist denn das schreiende, flatschende, stampfende Publicum der Stenographen? Wer bestellt in England die „stürmische Sitzung,“ die dem russischen Tribunen so wohl thut? Wären es denn wirklich die Gallerien? Sind es nicht gar nur die „Acteurs“ unten im Saal, die mitrathen, mithandeln, gelegentlich mitlärmen? Das Publicum oben — hat Herr N. Sch. nie ein dunkles Gerücht vernommen: was dem passirt, wenn es Lärm macht? Zwar kein Präsident hebt die Sitzung auf; die Richter laufen nicht wüthend aus dem Saale; unbekümmert tagen sie weiter. Das Publicum aber setzt man mit Höflichkeit von den Gallerien und setzt es zur Fortführung seines Amtes auf die Straße. Wozu nun die Begeisterung und die Besorgniß? An England erinnert Nichts, weder in der Theorie des Herrn N. Sch., noch in der Praxis im Saale der großen Passage. Es ist Beides originell und ohne Muster. Das Publicum — so lehrt der Meister — soll schreiend richten über die Richter. Das Publicum hat geschrien: die Richter sind eiligst nach Hause gelaufen. Ob Herr Kamanski nicht besser gethan hätte, auf gut englisch nicht sich und die Herren Collegen, sondern das Publicum hinauszufegen aus der Versammlung? Freilich, ihrer fünfhundert gegen neun! Ja, wären es noch neun Wäräger gewesen und fünfhundert Poljanen!

So vollzog sich die Probe, wie russische Richter öffentlich zu Gerichte sitzen und das Publicum sich reif bewährt für mündliches Verfahren.

Gäbe es nur diese erheiternde Seite des Schauspiels, wir sähen lächelnd der Wiederholung entgegen. Allein der leichte Scherz streift die Oberfläche der Scene: auf ihrem Grunde brütet ein höllischer Spaß. Mündliches Verfahren! ist das Geschrei des Tages. Mündliches Verfahren soll alle Uebel heilen, an welchen das große Reich krankt, aufdecken die innersten Schäden, ein Recht werden Jedem im Lande, zu Gericht zu rufen seine Verächter, eine Zucht für untreue Richter, verderbte Beamte. Und endlich kommt der Tag, an dem neuen Amte sich zu versuchen mit Richten und Richtenhören. Der Saal der Passage vermag die andrängende Schaar nicht zu fassen. Alles sitzt in gespannter Erwartung. Ist es ein National-Parlament? Eine Geschwornenhalle? Keines und Beides: eine Prüfung ist es für Beides. Und in wüstem Geschrei verpufft der ganze Versuch. Mag er! Nicht Alles gelingt im ersten Angriff. Nicht außer

dem Wasser lernt sich's schwimmen: man sinkt zehnmal unter, versucht es zehnmal wieder und endlich gelingt's.

Nun aber kommen die Weisen und schreien: Bravo und Recht so! „Was hat das Publicum verbrochen? Man hat es gebeten, der Zeichen von Beifall und Mißfallen sich zu enthalten. Es hat an sich gehalten, so lange es konnte. Aber von ihm das Schweigen eines Klozes verlangen, heißt seine Macht und Bedeutung misskennen. Soll es nicht lachen und zischen? Ist nicht das mündliche Verfahren eben darum so wichtig, weil das Publicum zu Gericht sitzt über die Richter? Ist nicht Beifall oder Mißfallen der Gallerien die Haupttriebfeder für die Richtenden unten?“

Wohl! So beginne die neue Zeit! So gehe der Mörder ungeschert hin und schlachte auf den Märkten! So steige der Dieb bei Sonnenschein in's Fenster! So beraube der Nachbar fortan in Frieden den Nachbar! Was sollen sie fürchten? Nicht haben sie zu zittern vor der Berathung vereideter Männer, vor dem Ausspruch der Gewissen, vor der unantastbaren Heiligkeit der Gesetze. Die Gallerie schreit das Urtheil. Der Schuldlose aber verhülle sein Antlitz und schicke sich an zur Schlachtbank.

Lieber doch steige, wie einstmals, der Tartar zu Pferde, hebe die Plette und haue in das Volk. Seine Justiz ist gerechter, als, wo ein Publicum schreiend zu Gericht sitzt. Ein Anathema und der Spruch ist gefallen; ein Pfiff und die Henker stürzen auf das Opfer.

Hat der Dichter geahnt, was seinem Volke drohe, als er von einer Sage aus dem Westen sein Lied sang, einsam, wie der Vogel, von dem er erzählt? Es sitzen in Constanz die schwarzen Doctoren — (M. Majkow. Das Urtheil [prigovor], eine Legende) — sie reden von Huß. Ein finstrier Redner mahnt: aus dem Busen werde sein Herz gerissen, sein Leib werde verbrannt. Da schaut ein rostger Page des Kaisers an die Bögen des Doms; die Sonne will untergehen; er steht durch ein offenes Fenster, sein Antlitz belebt sich. Der Kaiser blickt ihn an, blickt ihm nach und lächelt. Dem Kaiser blicken die Großen nach und lächeln. Der Papst schaut hin; sein graüses Gesicht umspielt ein Lächeln. Selber der finstre Redner lächelt. Wohin schauen sie, was lockt sie, was halten sie inne im Athem? Draußen im Hollunderstrauch singt eine Nachtigall in den Frühlingsabend. Und jeder denkt einer Nachtigall, die auch er einst schlagen gehört; der Eine in Neapel, der in Prag, der am Rhein, unter Masken, unter Mondenschein, unter Gelagen. Allen kehrt Erinnerung zurück an die Zeit, da das Herz

noch jung war in Freiheit und Träumen. Und sitzen in Schweigen. In ihrer Mitte ein alter Cardinal, strengen Lebens, untadelhaft; er wird gerührt: der Vogel singt ihm ein Lied von Frieden und Versöhnung. Tief im Herzen flüstert es ihm: Schade um Fuß! und nicht wollend erhebt er sich: „Brüder“ — Vor dem Ton der eignen Stimme fährt er zusammen: „Wacht auf! der Satan ist über uns gekommen! Wacht auf! Sein ist die verfluchte Liederkehle! In mich ist er gefahren; mich hat er in der Seele gepeinigt, daß ich ausschreien wollte: Fuß ist schuldlos! Wehe, Brüder!“ Und sie schaudert. „Gott erstehe,“ singen sie in vollem Chor und, sich vom Satan zu retten, stürzen Alle in die Kniee, stehen auf und sprechen das Urtheil: „Der Kirche Gottes zur Rettung vom Verderben: brennen soll Fuß!“ Also besiegt der heilige Eifer die Lockungen Satan's. Aus dem Garten flieht der Böse, über den See auffahrend als feurige Schlange:

Also sahen's drei der Wächter

Und zwei altverlebte Nonnen

Und ein Rathsherr sah's von Constanz,

Da er heimkam vom Gelage.

G. Schirren.

## Der Verkauf der Reichs-Domänen als Finanzmaßregel.

(Nach einer Monographie des Prof. Julius Mikozewicz in Kasan. Moskau 1859).

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß die öffentlichen Bedürfnisse der in ihrer Entwicklung fortschreitenden Völker und Staaten in stetem Wachsthum begriffen sind und daß dadurch zugleich die Staatsausgaben sich vergrößern. In gewöhnlichen Zeiten und besonders bei einer guten Organisation des Finanzwesens ist es nicht schwierig das Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und Einkünften des Staates aufrecht zu erhalten. Die Geschichte zeigt uns indessen nicht selten, wie in Folge wichtiger, die innere oder äußere Lage des Staates umgestaltender Begebenheiten sich die Staatsbedürfnisse derartig vergrößern, daß sich die gewöhnlichen Mittel zur Befriedigung derselben, sowie zur Herstellung des gestörten Gleichgewichtes zwischen den Ausgaben und Einnahmen als ungenügend erweisen. In einer solchen Lage befand sich zu wiederholten Malen England seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts. Macaulay nimmt an, daß die Bevölkerung Englands von 1685 bis 1841 auf etwas mehr, als das Dreifache, das Budget der Ausgaben aber auf das Bierzigfache gestiegen ist. In ähnlicher Lage scheint sich gegenwärtig auch Rußland zu befinden. Der Umfang der schon vorhandenen oder in naher Zukunft bevorstehenden Bedürf-

nisse des Staates wird uns zu klarer Anschauung gebracht werden, wenn wir uns nur einiger Fragen unserer Zeit erinnern, die unlängst noch im Keime verborgen lagen, gegenwärtig aber schon die hohe Bedeutung brennender Lebensfragen unseres Staates und Volkes gewonnen haben. Unter ihnen nimmt die in Betreff der „Verbesserung des Zustandes der Privatbauern“ jedenfalls die erste Stelle ein; indessen erfordern auch noch andere Bedürfnisse, wie die Erweiterung und Verbesserung des Volksunterrichts, die Vermehrung und Vervollkommnung der Wege-Communicationsmittel, die Erhöhung der Besoldung der meisten Staatsbeamten u. a. m. eine bedeutende Vermehrung der Staatsausgaben.

Nach den neuesten statistischen Nachrichten gab es im Reiche 8227 Lehranstalten mit 450,002 Schülern, mithin 0,7 Schüler auf 100 Köpfe der Bevölkerung oder 1 Schüler auf 143 Bewohner. Das europäische Rußland zerfällt in Beziehung auf die größere oder geringere Verbreitung des Volksunterrichts in drei Kategorien: zu der ersten gehören 10 Gouvernements, in welchen die Zahl der Schüler etwas mehr als 1 Procent der Bevölkerung beträgt; zur zweiten 21, in welchen sie  $\frac{1}{2}$  bis 1 Procent, zur dritten 18, in denen sie weniger als  $\frac{1}{2}$  Procent bildet, hier also nicht einmal wie 1 : 200 steht. Ein äußerst schwaches Verhältniß! Dagegen wird nach den neuesten Nachrichten in Oesterreich ein Schüler auf 15 Köpfe der Bevölkerung gerechnet, in Frankreich und Großbritannien einer auf 11, in Preußen einer auf 6,5, in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas aber, mit Einschluß der den Unterricht in den Sonntagschulen Genießenden, sogar einer auf 5. Soll in dieser Beziehung ein minder ungünstiges Verhältniß für Rußland hergestellt werden, so bedarf es einer bedeutenden Vermehrung der Volksunterrichtsanstalten und gleichzeitig einer diesem Zwecke entsprechenden Vergrößerung der Staatsausgaben. Nicht minder unerläßlich, als die Gründung neuer Lehr-Anstalten, ist aber die bessere Organisation der schon bestehenden, namentlich der niederen, welche wegen der Spärlichkeit ihrer ökonomischen, daher denn auch ihrer Lehrmittel ihrem Zwecke durchaus nicht entsprechen.

Gehört die Bildung überhaupt zu den edelsten Bedürfnissen des Menschen, so bedarf ihrer um so mehr ein Land, in welchem bald mehr denn 20 Millionen Menschen, die bisher einen eigenen Willen nicht gekannt und nie selbst über sich bestimmen gedurft, auf dem Schauplätze selbstständigen bürgerlichen Lebens erscheinen und sich mit ihren eigenen Kräften versuchen sollen.

Die höchste Bedeutung erlangt die Bildung aber auch für den Adel zu einer Zeit, in welcher die sociale Stellung des Edelmanns nicht mehr auf den Privilegien seiner Geburt beruhen soll, die ihm das Recht verliehen, die Arbeitskraft seiner Bauern willkürlich auszubeuten, sondern auf seinem persönlichen Werthe, der eben vorzugsweise durch eine die sittlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen entwickelnde Bildung errungen wird.

Wie sich nun einerseits die Nothwendigkeit der Hebung des Volksunterrichts herausstellt, so tritt andererseits die Vervollkommnung der Land- und Wasserwege als ein nicht minder fühlbares und dringendes Bedürfniß gleichfalls in den Vordergrund. Wenn schon in einem jeden Staate bequeme Communicationsmittel eine wichtige Bedingung der ökonomischen und socialen Entwicklung des Volkes bilden, so gewinnen sie eine noch weit größere Bedeutung für Rußland, welches nicht nur unter der ungleichen Vertheilung seiner productiven, durch ungeheure Räume von einander getrennten Kräfte zu leiden hat, sondern auch keine ausreichenden natürlichen Verbindungswege besitzt.

Die Hydrographie der fünf europäischen Großstaaten bietet in Ansehung der Schiffbarkeit der Flüsse folgende Resultate. Auf die Quadratmeile kommt an schiffbarem Flußgebiet:

in Großbritannien und Preußen	mehr als $\frac{4}{5}$ Werst.
in Frankreich . . . . .	$\frac{3}{4}$ "
in Oesterreich . . . . .	$\frac{2}{3}$ "
im europäischen Rußland . . . . .	$\frac{1}{3}$ "

Aus diesen Daten ergibt sich, daß Rußland, obschon es im Besitze der größten Ströme Europas ist, dennoch in Rücksicht auf deren Schiffbarkeit den letzten Platz unter den erwähnten Staaten einnimmt.

Betrachten wir nun die Ausdehnung des Canalsystems in den letzteren und vergleichen wir sie mit dem Flächeninhalte jedes derselben, so gebührt wiederum jenen Staaten der Vorrang, vornehmlich aber Großbritannien. Auf eine Quadratmeile kommt an Canälen:

in Großbritannien	mehr als . . $\frac{4}{5}$ Werst.
in Frankreich . . . . .	$\frac{2}{5}$ "
in Preußen und Oesterreich . .	$\frac{1}{4}$ "
im europäischen Rußland . . .	$\frac{1}{80}$ "

Rußlands Canalsystem verhält sich also zu dem Englands wie 1 : 64.

Am 1. Januar 1857 gab es an bereits gebauten, im Bau begriffenen oder doch zum Bau bestimmten Eisenbahnen :

in England . . . . .	19,750	Werst.
in den englischen Besitzungen überhaupt	27,000	„
in Preußen, Oesterreich und den verschiedenen deutschen Ländern, nebst Dänemark . . . . .	17,260	„
in Frankreich . . . . .	12,616	„
in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas . . . . .	52,916	„
in Rußland und Polen . . . . .	4,272	„

Aber noch viel merklicher, als die andern Staaten des Westens und besonders England, fühlt Rußland in seiner Volkswirtschaft die quantitative und qualitative Mangelhaftigkeit seiner übrigen Communicationsmittel zu Lande, z. B. der Chaussees, Post- und anderer öffentlicher Straßen.

Da die Schienenwege dem Unternehmungsgeiste der Privaten ein geeignetes Object bieten, wäre es behufs Herstellung eines umfassenden russischen Eisenbahnnetzes zu wünschen, daß sich mehr private Actien-Gesellschaften zu diesem Zwecke bildeten. Dem Staate selbst aber oder wenigstens den Grundbesitzern liegt die schwerere Verpflichtung ob, für die Vermehrung und Verbesserung der übrigen Landwege zu sorgen, da deren Bau, ungeachtet ihres reichlichen Nutzens für die Volkswirtschaft, nicht in den Bereich der Privatunternehmungen fallen kann.

Endlich muß bei Besprechung der wichtigsten Fragen unserer Zeit noch die Nothwendigkeit einer den gesteigerten Preisen für die ersten Lebensbedürfnisse entsprechenden Erhöhung der Löhne der meisten, im Staatsdienste stehenden Beamten hervorgehoben werden. Wer weiß es nicht, daß fast überall in Rußland die Preise für Lebensmittel, Brennmaterial, Wohnungen bedeutend gestiegen sind? Es hat sich das Bedürfniß einer gewählteren Kleidung eingestellt und überhaupt die ganze Lebensweise sich dermaßen verändert, daß viele Gegenstände, die noch vor wenigen Decennien für Luxusartikel galten, jetzt als unentbehrlich angesehen werden. Trotzdem ist der Gehalt der Staatsdiener unverändert geblieben. Dies Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe nöthigt denn nicht selten den Beamten die Grundsätze der Ehrenhaftigkeit hintanzusetzen und Nebeneinnahmen

zu suchen, welche Gesetz und Gewissen verbieten. Wozu aber anfänglich den niederen Beamten der Mangel am täglichen Brote verführte, das wird ihm bald zur Gewohnheit, welcher zu entsagen ihm auch bei Erhöhung seines Ranges und Verbesserung seiner Lage schwer fällt. Die stete Begleiterin des Beamten-Proletariats, die Bestechlichkeit, die das Innerste des Staatsorganismus mit ihrem Pesthauche vergiftet, hat freilich mannigfache Ursachen; die von uns erwähnte gehört aber jedenfalls zu den wesentlichsten und verdient um so mehr Beachtung, als es möglich ist, sie durch materielle Mittel, durch eine Erhöhung der Gagen zu entfernen. Ist eine angemessene Gagen-Erhöhung erfolgt, so wird auch die Stimme der öffentlichen Meinung mehr Einfluß üben, während sie jetzt unwillkürlich verstummen muß vor der Frage: Wobon soll denn der arme Mensch leben?

Betrachten wir demnach, was für die Bildung des Volkes, für die Wege-Communication und die Beamten geschehen muß, so werden wir leicht ermessen, wie beträchtlich die für diese Bedürfnisse erforderlichen Staatsausgaben werden sein müssen. Wie dringend aber auch diese Bedürfnisse, wie groß die mit ihnen verbundenen Ausgaben sein mögen, so können sie immerhin noch nicht mit denen verglichen werden, welche die „Verbesserung des Zustandes der Privatbauern“ erheischt, wenn diese unter solchen Bedingungen erfolgen soll, die einen wirklichen und vollständigen Erfolg versprechen.

Erwägen wir dies alles und sagen wir uns, daß so ungeheuren Bedürfnissen ohne die entsprechenden Mittel nicht Genüge geleistet werden könne, so müssen wir uns die Frage vorlegen: woher denn diese Mittel zu nehmen seien? So weit sich diese Bedürfnisse dem Volke selbst unmittelbar fühlbar machen, läßt sich freilich einige Hülfe von der Mitwirkung der Privaten erwarten. Da aber ihre zweckentsprechende Befriedigung vor allem erheischt, daß sie auch als Staatsbedürfnisse anerkannt, d. h. daß ihnen eben auf Kosten des Staates Genüge geleistet werde; so entsteht zunächst die Frage, auf welche Weise eine beträchtliche und unverzügliche Vergrößerung der Staats-Einkünfte herbeigeführt werden könne.

## I.

Welche Mittel sind in Anwendung zu bringen, um die Staatseinkünfte *Außlands* zu vermehren? Die Beantwortung dieser Frage muß unter den gegenwärtigen Umständen um so schwieriger erscheinen, als die gewöhnlichen Auskunftsmitel zur Beseitigung finanziel-

ler Bedrängnisse, Verringerung der Staatsausgaben, Erhöhung der Steuern und Staatsanleihen — keine genügende Aushülfe zur Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und den gerade jetzt in stetem Steigen begriffenen Ausgaben Rußlands darzubieten vermögen.

Eine ökonomische Berechnung der Ausgaben ist, wie in jeder, so auch in der Staatswirthschaft eine der wichtigsten Voraussetzungen einer guten Verwaltung. In dieser Beziehung müssen einige Maßregeln, welche die Regierung bereits zur Beseitigung überflüssiger Ausgaben, wie sie namentlich auf den Unterhalt des Heeres verwandt wurden, als zweckmäßige Mittel zur Herstellung des Gleichgewichtes im Staatsbudget anerkannt werden. Ebenso kann das Princip einer strengen Oekonomie auch bei finanziellen Operationen zu wichtigen Resultaten führen, wie denn z. B. eine verstärkte Tilgung der Reichsschulden eine große Ersparung an Zinsen herbeiführen muß. So groß indessen auch die Bedeutung des angedeuteten Grundsatzes ist, so ist doch seine Geltendmachung durch gewisse Grenzen beschränkt: wenn Rußland auch im Hinblick auf seine natürlichen Vertheidigungsmittel, auf die Unzugänglichkeit seiner Lage, ohne Gefahr seine militärischen Kräfte verringern kann, so darf doch in Hinsicht der übrigen Staatsausgaben nicht vergessen werden, daß ein wahrhafter Nutzen, etwa mit alleiniger Ausnahme der in die Branche des Staatscredits fallenden Ausgaben, nur durch Ersparung des Ueberschusses, welchen eine wohlberrechnete, zugleich aber vollständige Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse des Staats noch übrig läßt, zu erreichen ist; wogegen ein unbedingtes Streben nach Verringerung der Staatsausgaben jetzt, wo neue, unabweisliche Bedürfnisse eine Vermehrung derselben nothwendig machen, die Entwicklung des jugendlichen, rasch auf der Bahn zur Vervollkommnung seines Organismus fortschreitenden Staates unausbleiblich hemmen würde.

Was die Steuern anlangt, so können wir nicht umhin zu bemerken, daß sie schon jetzt im Verhältniß zum Nationalreichtum Rußlands beträchtlich genug sind und daß im Fall einer irgend fühlbaren Erhöhung derselben ihre Entrichtung sich wahrscheinlich als äußerst schwierig, wenn nicht als unmöglich erweisen würde. Nach dieser Richtung ist wol schwerlich eine bedeutende Aushülfe für die nothwendige Vermehrung der Staatseinnahmen zu erwarten. Eine Erhöhung der Steuern würde möglich und in volkswirthschaftlicher Beziehung nicht nachtheilig sein, wenn ihr Ereignisse vorhergegangen wären, die einer Vermehrung des Volkereichtums besonders günstig gewesen, wie sie beispielsweise in Zukunft durch die Ver-

besserung des Zustandes der Bauern hervorgerufen werden müssen. Ohne diese Bedingung, d. h. ohne Vermehrung des Nationalreichthums die Steuern zu erhöhen, würde mit den Grundsätzen der Finanzwissenschaft unserer Zeit unvereinbar sein; denn diese verlangt die möglichste Schonung des Nationalreichthums, als der Hauptquelle der Staatseinkünfte. Es kann sogar vorkommen, daß sich durch die Erhöhung gewisser Steuern die Staatseinkünfte verringern. Dies ist namentlich der Fall bei den wichtigsten Consumtionssteuern, den Zöllen und der Accise, welche sich um so einträglicher erweisen, je mäßiger ihr Betrag und je ausgedehnter der Consum ist. Von diesem Gesichtspuncte aus kann ein günstiger Einfluß auf die Staatseinkünfte weniger von einer Steuererhöhung erwartet werden als von einer rationellen Umwandlung der directen persönlichen Steuern in Grundsteuern, von der Herabsetzung gewisser Consumtionssteuern, namentlich im Zolltarif<sup>\*)</sup>, von der Aufhebung des Brandweins-Monopols und der Umgestaltung anderer Regalien. Dergleichen Maßregeln setzen aber eine vollständige Reform des ganzen Finanzsystems voraus, welche wegen ihrer besonderen Wichtigkeit auf manichfache Hindernisse stößt und Zeit erfordert. Schon der Aufhebung des Brandweins-Monopols stellen sich, um das Angeführte nur durch ein Beispiel anschaulich zu machen, mehrfache Schwierigkeiten entgegen; denn bekanntlich ist die Aufhebung der Brandweinspachten, obschon die Regierung, wie die ernstere Publicistik, bereits längst die damit verbundenen Inconvenienzen erkannt haben mag, noch auf einige Jahre verschoben worden.

Sollte nun nicht etwa zur Deckung der bevorstehenden Ausgaben zu einer Staatsanleihe gegriffen werden können?

Bevor wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, dürfte es nicht überflüssig erscheinen uns den jetzigen Zustand der Reichsschulden Rußland in seinen Hauptzügen zu vergegenwärtigen. Gemäß dem Rechenschaftsberichte der Reichs-Schuldentilgungs-Commission für das Jahr 1858 war der Betrag der verzinslichen Reichsschulden für das Jahr 1859 folgender:

auswärtige Terminschuld von den holländischen	
Anleihen . . . . .	45,187,000 R <sup>th</sup> .
innere Terminschuld . . . . .	154,116,786 "

<sup>\*)</sup> Die Erfahrung liefert täglich neue Beweise dafür, daß die Steuern im Verhältniß ihrer Erhöhung die Consumtion verringern, daß dagegen jede Herabsetzung der Steuern die Consumtion steigert und die Staats-Einnahmen vergrößert, so daß mehrere niedrige Steuern zusammen genommen eine um das Doppelte, das Dreifache ja Vierfache größere Summe erge-

unkündbare auswärtige und innere Schuld . . . . .	306,147,068 R.
Pfd. St. . . . .	4,620,000 „
	<hr/>
	überhaupt 515,988,012 R.

Das besonders abgelegte Capital der Schuldentilgungs-Commission . . . . . 4,215,714 R.

Die „unkündbare Schuld“ besteht in 6, 5, 4½ und 4procentigen Obligationen. Außer den erwähnten Reichsschulden giebt es noch folgende:

die in den Serien XXV — LV. der Reichsschatz-  
billete bestehende Schuld . . . . . 93,000,000 R.

die Schuld an die Leihbank im Betrage von un-  
gefähr . . . . . 325,000,000 R.

endlich die unverzinsliche Schuld in Credit-Billeteu, welche zu Ende 1858 im Betrage von 644,648,719 Rbl. im Umlauf waren, während der Um-  
wechselfonds 110,812,483 Rbl. betrug. Der Gesamtbetrag der ver-  
zinslichen und unverzinslichen Schuld beläuft sich also auf 1,578,636,731 R.  
und nach Abzug des besonders abgelegten Capi-  
tals und des Umwechselfonds auf . . . . . 1,463,608,534 R.\*)

Man ersieht aus diesen wenigen Daten, daß die Staatsschuld Ruß-  
lands keinesweges unbedeutend ist, nicht minder aber, daß zur Con-  
vertirung der unverzinslichen Schuld in eine verzinsliche der Credit des Staa-  
tes in umfangreichem Maße in Anspruch genommen werden muß. Zudem  
erweist sich die Consolidirung eines Theiles der Serien und der inneren  
Schulden an die Depositencassen und die Leihbank als eine absolute Noth-  
wendigkeit. Schon für die Befriedigung dieser Bedürfnisse, ohne welche  
unsere Finanzen nie jene den Finanzen eines wohlorganisirten Staates un-  
entbehrliche Solidität erlangen können, sind ungeheure Anleihen erforder-  
lich. Die politische Oekonomie und die Geschichte weisen indessen, wenn  
sie von bedeutenden Anleihen und von der Nothwendigkeit einer Zinsen-  
zahlung an die Staatsgläubiger reden, zugleich auf die gefährlichen Folgen

---

ben, als die hohen Abgaben erzielten. Les reformes d'Huskisson et de Sir Robert Peel.  
G. Garnier, Elements des Finances, Paris 1856, p. 28—29.

\*) Man vergleiche den in dem 1. Hefte der Baltischen Monatschrift (October 1859)  
enthaltenen Aufsatz: „Die russische Staatsschuld.“

großer Anleihen hin und unter diesen namentlich auf die Erhöhung der Steuern, als auf eine Maßregel, welche die Hauptquelle der Staatseinkünfte — die Einnahme des Volkes — nothwendig verringert. Durch eine Erhöhung der Steuern wird der Preis der meisten Verbrauchsgegenstände gesteigert, dadurch aber der Arbeitslohn ohne irgend einen Vortheil für die arbeitende Classe künstlich in die Höhe getrieben. Die Erhöhung des Arbeitslohnes drückt jedoch nothwendig wieder die Capitalisten, welche schon unter der Erhöhung der Waarenpreise leiden müssen. Eine so nachtheilige Lage der Capitalisten in einem überschuldeten Lande nöthigt sie, früher oder später ihre Capitalien im Auslande anzulegen und endlich sich selbst in Länder, die ihren Interessen günstiger sind, überzusiedeln. Es bedarf keines Beweises, daß derartige Verhältnisse der Production des Volkes tiefe Wunden schlagen müssen; denn der Verlust productiv anzuwendender Capitalien und ihrer Besitzer, die zuweilen auch persönlich die Industrie des Volkes fördern, muß für sie äußerst empfindlich sein. Der Verfall der Production des Volkes kann aber eine solche Verringerung der Volks- und Staatseinnahmen zur Folge haben, daß die Einnahmen, bei aller Strenge in der Eintreibung der Steuern, nicht mehr zur Deckung der allernothwendigsten Staatsausgaben oder zur Zinszahlung an die Staatsgläubiger hinreichen. Zudem ist nicht außer Acht zu lassen, daß die zu Friedenszeiten erfolgende Vermehrung der Schulden den Staat im Falle eines Krieges, welcher an und für sich die Ausgaben vermehrt und in der Regel das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme stört, doppelter Gefahr aussetzt. Daher räth auch, im Hinblick auf alle diese Folgen der Staatsschulden, die Wissenschaft, in Friedenszeiten sich eine energische Tilgung derselben angelegen sein zu lassen, an ihre Vermehrung aber nur im äußersten Nothfalle zu gehen. Man darf übrigens aus dem hier Gesagten nicht folgern wollen, daß die gegenwärtige Staatsschuld Rußlands mit seinen Mitteln in gar keinem Verhältniß stehe oder daß zu einer Befriedigung der dringenden Bedürfnisse unserer Zeit überhaupt nicht auf eine hilfreiche Wirkung finanzieller Operationen zu rechnen sei. Wir sind im Gegentheil davon überzeugt, daß ohne eine solche Mit Hilfe die angedeutete Befriedigung der jetzigen Bedürfnisse des Staates kaum zu erreichen sein würde, fühlen uns aber gleichzeitig gedrungen, auf die Grenzen hinzuweisen, innerhalb welcher sich die Staatsanleihen bewegen müssen, wenn sie nicht der beabsichtigten Wirkung und ihres wohlthätigen Einflusses verlustig gehen wollen.

Was die Bedeutung von Staatsanleihen für die Bauer-Angelegenheit betrifft, so scheint es uns, daß, wenn die Regierung bei Aufhebung der Leibeigenschaft — in Berücksichtigung der äußerst mißlichen Lage der Leibeigene ohne Land besitzenden Edellente, sowie der Besitzer von kleinen Landgütern, welche weniger als 21 männliche Seelen haben, endlich aller der Gutsbesitzer, welche nicht mehr als 100 Seelen oder überhaupt nur solche Bauern besitzen, die keinen Zins vom Grund und Boden, sondern Abgaben von ihren persönlichen Gewerben zahlen — geneigt sein sollte, die Bauern der bezeichneten Kategorien auszukufen oder, besser gesagt, die für Gutsbesitzer aus der Aufhebung der Leibeigenschaft entspringenden Vermögensnachteile auszugleichen, die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes allerdings mit Hilfe eines wohlconsolidirten Staatscredits beschafft werden könnten.

Nach den neuesten, im Anfange des Jahres 1858 von Herrn Troitski gesammelten Nachrichten über die numerische Größe der leibeigenen Bevölkerung Rußlands beträgt die Zahl der leibeigenen Bauern, deren Herren ohne Grundbesitz sind, 15,390 männliche Seelen; die Zahl derjenigen, deren Herren wol Grundbesitz, aber weniger als 21 Seelen haben, 371,210 männliche Seelen; derjenigen endlich, deren Herren nicht über 100 Seelen haben, 1,656,824 männliche Seelen. Da nun, den Werth einer männlichen Seele ohne Land zu 75 Rbl. S. M. angenommen, zum Auskauf der ersten Kategorie eine Summe von 1,154,250 Rbl. S. erforderlich wäre; zu dem der zweiten 27,840,750 Rbl. S.; zu dem der dritten endlich, den Werth einer Seele ohne Land, wie wir glauben nicht zu niedrig, durchschnittlich zu 40 Rbl. M. angenommen, 66,272,960 Rbl. S., im Ganzen also nicht mehr als 95,267,960 Rbl. S. M.; so dürfte bei dieser verhältnißmäßig nicht bedeutenden Summe keine von der Regierung in Angriff genommene Finanzoperation für den Staat drückend werden können, und zwar um so weniger, je mehr wir den unberechenbaren Nutzen in Erwägung ziehen, welchen dies Capital für die russische Landwirthschaft haben muß, da in unserer nächsten Zukunft die vorzüglichsten Fortschritte in der Landwirthschaft gerade von jener Classe minder begüterter Landbesitzer zu erwarten stehen, zu deren Vortheil eine solche Operation unternommen werden würde. Ebenso böte auch der Auskauf der Bauerhöfe\*) mit Hilfe einer Staatsanleihe keine Schwierigkeiten. Nehmen wir an, daß der Auskauf der Bauerhöfe durchschnittlich für jede männliche Seele auf

\*) Krestjanskaja ussadb ba — die bäuerlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude nebst Gartenland mit Ausschluß der Felder.

20 Rbl. S. zu stehen käme, so würden zum Auskauf der Bauerhöfe für die ganze leibeigene Bevölkerung\*), also 10,829,512 männliche Seelen 216,590,240 Rbl. S. erforderlich sein, nach Abzug derjenigen aber, welche ohne Hilfe der Krone aus eigenen Mitteln ihren Hof ablösen würden, in runder Zahl 200 Mill. Rbl. S. Diese Summe ist völlig genügend für den Auskauf der Bauerhöfe in ganz Rußland und für die Entschädigung derjenigen Gutsbesitzer, welche ihre Einnahmen nicht aus dem Grund und Boden, sondern aus dem persönlichen Arbeitsertrage ihrer Bauern beziehen. In Groß-Rußland kann man auf einen Bauerhof sechs Seelen rechnen, in Klein-Rußland drei; nach einer allgemeinen Durchschnittszahl fünf, wobei folglich, wenn 20 Rbl. S. für die Seele angeschlagen werden, jeder Bauerhof annähernd mit 100 Rbl. S. bezahlt würde — eine Summe, welche für viele Gouvernements unbestreitbar mehr als reichlich zu nennen ist. Nach unserer Ansicht kann der vierte Theil der Bauerhöfe zu 25 Rbl. S. angeschlagen, die übrigen aber in Classen von 25 bis zu 250 Rbl. S. getheilt werden, und würden die Gutsbesitzer bei dieser Schätzung nicht nur für die Bauerhöfe, sondern auch für das ihnen zustehende Recht auf Abgaben von dem durch persönliche Arbeit Erworbenen (Dbrök) genügende Entschädigung erhalten. 200 Millionen sind freilich keine geringe Summe; denn sie übersteigt die Durchschnitts-Summe des jährlichen Exports an Waaren und Geld, welcher nach officiellen Berichten im Jahre 1857 191,743,000 Rbl. S. betrug. Sie ist sogar nur um ein weniger geringer, als die Summe sämmtlicher Staatseinkünfte Rußlands, die im J. 1853 sich auf 224,308,000 Rbl. S. belief. Dessenungeachtet wird, wosern nur der Auskauf der Bauerhöfe die große Angelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft zum definitiven Abschluß bringt, die Befriedigung dieses Bedürfnisses vermittels einer Staatsanleihe vortheilhaft und nichts weniger als unmöglich sein. Die Emission dreiprocentiger Obligationen von Seiten der Regierung mit Anordnung häufiger und umfangreicher Ziehungen behufs Aufrechterhaltung ihres Courses, die Uebertragung eines Theiles der Schulden der Gutsbesitzer an die Creditanstalten auf den Staat, eine innere und auswärtige Anleihe — das sind die Mittel, welche einzeln oder in Verbindung mit einander, nebst der Erhebung entsprechender Steuern von den befreiten Bauern zur Bezahlung der Zinsen und zur Tilgung der Capitalschuld, den Bauern ihren Hof und ihre persönliche Befreiung von der

\*) Selbstverständlich sind von der allgemeinen Zahl dieser Bevölkerung, wie sie Herr Troiniski angegeben, jene 15,390 Seelen abgezogen, deren Herren keinen Grundbesitz haben.

Leibeigenschaft ohne Belastung des Staates zu verschaffen vermögen, welcher vielmehr selbst in finanzieller Beziehung durch die Belebung der landwirthschaftlichen Industrie gewinnen würde. Indessen ist der Auskauf der Bauern der kleinen Gutsbesitzer oder auch der Auskauf der Bauerhöfe überhaupt eine Maßregel, die allein noch keine vollständige Verbesserung des Zustandes der Privatbauern zur Folge haben kann; eine vollständige und dauerhafte Verbesserung ihrer Lage erfordert nicht nur ihren Auskauf mit dem Bauerhose, sondern auch mit einem mehr oder minder bedeutendem Theile des Landes, welches ihnen gegenwärtig zur Nahrung überlassen ist. Wenn sich nun die Regierung, um die Bauerfrage allendlich zu lösen, dafür entscheiden würde, auch bei dieser Operation die Vermittelung zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern auf sich zu nehmen, dann würde es wohl kaum möglich sein auf die Hilfe des Credits allein zu rechnen.

Es ist nach annähernden Schätzungen des Grundes und Bodens, wobei weniger Gewicht auf die in der Publicistik ausgesprochenen Ansichten, als auf die der Mehrzahl der Gutsbesitzer zu legen sein wird, denen wohl das volle Recht zusteht, ihr Eigenthum mit Berücksichtigung persönlicher und örtlicher Verhältnisse abzuschätzen — zu berechnen, daß der Auskauf des den Bauern abzutretenden Landes ungeheure Summen erfordern wird. Je nach der Qualität desselben kann die Auskaufssumme 100—120 Rbl. S. auf die männliche Seele betragen, mithin nach Abzug der oben erwähnten 15,390 Seelen, für 10,829,512 männliche Seelen 1,082,951,200 Rbl. S. beziehungsweise 1,299,541,440 Rbl. S. \*)

In beiden Fällen erreicht aber die Auskaufssumme so ungeheure Dimensionen, daß die Emission dreiprocentiger Obligationen und die übrigen

---

\*) Außer der von Herrn Troinitzki aufgeführten leibeigenen Bevölkerung werden von einigen Kameralhöfen noch Bauern erwähnt, die zwar nicht in vollständiger, jedoch zeitweiliger oder beschränkter Leibeigenschaft stehen, namentlich: im Wladimirischen Gouvernement 3429 handwerktreibende Bauern, dreien Edelleuten gehörig; im Winskischen Gouvernement 19,229 im Eigenthum von 66 Gutsbesitzern stehende ehemalige Jesuiten- und Lehns-Bauern; im Permischen Gouvernement 19,620 von der Krone zu Privatfabriken angeschriebene Bauern und 10,892 Frohn-Arbeiter, im Ganzen also 30,512 Bauern, eif Gutsbesitzern gehörig; im Simbirskischen Gouvernement 350 Reichsbauern, die ihre Verbindlichkeiten gegen die Gutsbesitzer nicht erfüllt haben, 253 zur Tschalschen Papiersfabrik angeschriebene und 423 dem Marien-Institut für adelige Fräulein gehörige Bauern, im Ganzen also 1026 Seelen; im Podosolschen Gouvernement 3731 Lehns-, Jesuiten- und der Confiscation unterliegende Bauern, die 15 Gutsbesitzern gehören, überhaupt also in den fünf genannten Gouvernements 58,927 Seelen.

oben angedeuteten Operationen hier die Grenzen ihrer Anwendbarkeit überschreiten würden. Es würde z. B. die Emission dreiprocentiger Obligationen, welche bei einem geringeren Betrage der zum Auskauf erforderlichen Summe wohl am Platze wäre, bei dieser Größe derselben eine unheilvolle Ueberfüllung des Geldmarktes mit Geldwerthzeichen zur Folge haben. Sollte übrigens auch eine so umfangreiche Emission von dreiprocentigen Obligationen wider alles Vermuthen keinen schädlichen Einfluß auf den Geldmarkt äußern, so würde sie dennoch aus andern Ursachen nicht den beabsichtigten Zweck erreichen. Der Beweis dieser Behauptung ist nicht schwierig. Die nothwendige Voraussetzung für die Ausführbarkeit dieser Operation ist, daß die Auskaufssteuer, welche zur Bezahlung der Zinsen dieser Staatsschuld, zur Bestreitung der Verwaltungs-Kosten und zur Tilgung der Schuld erhoben werden müßte, von den Bauern regelmäßig zur Krons-Casse entrichtet werde. Die Pünktlichkeit der Bauern in Erfüllung dieser Verpflichtung hängt aber nothwendig von der Größe der ihnen auferlegten Auskaufssteuer und diese wiederum von der Größe der ganzen Auskaufssumme ab. Wenn die Auskaufssumme selbst nicht zu beträchtlich ist, so kann auch die Auskaufssteuer der Bauern eine mäßige sein, etwa 4 Rbl. S. auf die Seele\*); eine solche Abgabe würde, da sie den durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gehobenen Wohlstand der Bauern nicht beeinträchtigt, keinerlei für die ganze Operation verderbliche Rückstände veranlassen und demgemäß auch die Tilgung der Schuld in verhältnißmäßig kurzer Zeit ermöglichen; bei dem oben angenommenen Betrage der Auskaufssumme aber von 1,082,951,200 Rbl. S., beziehungsweise 1,299,541,440 Rbl. S. würde eine Auskaufssteuer von 4 Rbl. S. auf die Seele mit dem Ergebniß eines jährlichen Betrages von 43'318,048 Rbl. S. durchaus ungenügend sein. Denn von der ersteren Summe würden nach Abzug des zur Zinsenzahlung Erforderlichen, ohne Einrechnung der Verwaltungskosten beim Beginne der Auskaufs-Operation nur 10,829,512 Rbl. S. zur Tilgung der Capital-Schuld nachbleiben; von der letzteren aber nach Abzug der zur Bezahlung der Zinsen zu verwendenden Summe

---

\*) Wir berechnen die Auskaufssteuer nach der Seelenzahl nur um der größeren Einfachheit der Berechnung willen; es ist aber selbstverständlich hier nicht die Absicht, eine Auskaufssteuer vorzuschlagen, die nicht von dem Grund und Boden, sondern von jeder männlichen Seele zu erheben wäre. Eine von der Person erhobene Auskaufssteuer würde den Bauer an die Scholle und die Gemeinde fesseln, mithin eben die Zustände zur Folge haben, von denen uns die bevorstehende Reform befreien soll.

nur 4,331,804 Rbl. S. Mit einem so geringfügigen Fonds, zumal im letzteren Falle, würde jedoch die Tilgung der Schuld nur sehr langsam und in einer für den Schuldner, wie den Gläubiger gleich beschwerlichen Weise erfolgen können. Zur näheren Verdeutlichung des hier Gesagten möge folgende Berechnung dienen, wie beispielsweise sich die Tilgung der ganzen Verkaufssumme bei Anordnung einer dreimal jährlich stattfindenden Ziehung der Obligationen gestalten würde, wenn die Mittel dazu nur durch eine Abgabe von 4 Rbl. S. auf die Seele herbeigeschafft werden sollen, die Größe der Verkaufssumme aber zu 100 und 120 Rbl. S. auf die Seele angeschlagen wird :

Größe der Verkaufssumme für die Seele.	Größe der Verkaufssumme überhaupt.	Zahl der Ziehungen.	Die zur Tilgung erforderliche Anzahl Jahre.	Betrag des zur Bezahlung der Verkaufssumme nebst Zinsen verausgabten Capitals.
100 R. S.	1,082,951,200	139,33	46,44	1,931,690,149
120 „	1,299,541,440	231,43	77,14	3,352,554,223

Man sieht, im ersteren Falle würde die Tilgung der Obligationen eine Zeit von fast 50 Jahren erfordern, bei einer Mehrausgabe von 848,538,949 R. S. über die ursprüngliche Capitalschuld, während im andern Falle bei einer fast 80jährigen Tilgungszeit die Mehrausgabe 2,053,012,783 Rbl. S. betragen würde. \*)

Bei einer so langsamen Tilgung der Schuld müßte die Krone den Gläubigern unnützer Weise ungeheure Summen bezahlen, während diese dessen ungeachtet unzufrieden sein würden, da der anfängliche Cours der Obligationen in Folge der langsamen Tilgung fallen müßte. Eine häufige und umfangreiche Ziehung der Obligationen ist unbedingt nothwendig, um ihren Cours aufrecht zu erhalten, eine so rapide Tilgung jedoch eben nur bei bedeutenden Mitteln möglich; bei einer langsamen, 46 bis 77 Jahre dauernden Tilgung der Schuld kann der Cours der Obligationen aber nicht durch die Chancen, welche ihre Ziehungen bieten, aufrecht erhalten werden, sondern nur durch eine bedeutende Erhöhung des für sie festgesetzten Zinsfußes. Eine solche Maßregel aber würde die zu Gebote stehen-

\*) Zur Erleichterung der Berechnungen werden wir von jetzt an statt der zwei Verkaufssummen ihre Durchschnittszahl annehmen; sie beträgt 1,191,046,320 Rbl. S. und ihre Tilgung würde bei denselben Mitteln und dreimal jährlich stattfindenden Ziehungen 59 Jahre oder 177. 11 Ziehungen und eine Gesamtausgabe von 2,555,764,832 R. S. erfordern.

den Mittel völlig erschöpfen und so die ganze Operation vereiteln. Bei der Nothwendigkeit, den wirthschaftlichen Wohlstand der zur Zahlung der Auskaufssteuer verpflichteten Bauern zu schonen, würde eine Erhöhung dieser Steuer sehr mißlich und schwer ausführbar sein; demnächst müßte die Regierung zur Verstärkung des Auskaufsfonds außerdem noch zu den andern oben angedeuteten Finanzoperationen ihre Zuflucht nehmen. Aber auch diese würden sich, mit Ausnahme etwa einer partiellen Uebertragung der Schulden der Gutsbesitzer an die Creditanstalten auf die Krone, wegen der enormen Größe der nöthigen Summe, die eine Milliarde Silberrubel übersteigt, als eben so un Zweckmäßig und den Finanzen des Staates gefährlich erweisen, wie die Emission dreiprocentiger Obligationen. Es ist indessen aus dem, was wir über die Größe der Auskaufssumme geäußert, durchaus nicht zu folgern, daß dieselbe, weil sie eine Milliarde übersteigt, überhaupt nicht ohne eine Zerrüttung unserer Finanzen herbeizuschaffen sei; es folgt vielmehr daraus nur, daß ihre Herbeischaffung ausschließlich durch eine Staatsanleihe und die Erhebung einer Auskaufssteuer nicht möglich sei. Uebrigens würde die Regierung auch bei einem mäßigeren Betrage der Auskaufssumme, wenn sie sich bloß auf Finanzoperationen und Erhebung einer Auskaufssteuer beschränken wollte, keineswegs aus ihrer peinlichen Lage befreit werden und noch immer nicht die Mittel zur Befriedigung der übrigen oben besprochenen Bedürfnisse unserer Zeit gefunden haben. Daher ist es denn bei allem Vertrauen auf unsern Credit evident, daß eine directe unmittelbare Vergrößerung der Staatseinnahmen nothwendig ist. Nur unter einer solchen Bedingung erhält der Credit eine solide Grundlage und kann, sogar in größerem Maßstabe in Anspruch genommen, die Befriedigung der Staatsbedürfnisse bedeutend erleichtern; entgegenesetzten Falles kann in einem Staate, der bereits ziemlich beträchtliche Schulden hat, die Hülfe des Credits keine so bedeutende sein, als von Manchen angenommen wird.

Bei einer solchen Sachlage drängen sich folgende Fragen zur Beantwortung auf:

Giebt es unter den von der Regierung unmittelbar verwalteten Quellen unserer Staatseinnahmen nicht auch solche, deren Ertrag bedeutend erhöht werden könnte?

Welche Maßregeln wären zu diesem Zwecke zu ergreifen?

In welcher Weise wären diese Maßregeln in Ausführung zu bringen und in welcher Art wären die dadurch er-

zielten Staatseinkünfte zu verwenden, damit sie, den wichtigen Anforderungen der Gegenwart genugthuend, gleichzeitig dem Staate sich möglichst hoch verzinzen und außerdem noch zur Erhöhung des Volksreichthums und anderer Staatseinnahmen dienen können?

Die nachfolgenden Zeilen werden zur Beantwortung dieser Fragen darzutun versuchen, daß die Regierung durch den Verkauf der Reichs-Domänen — eine von der Theorie wie von der Praxis gebilligte Maßregel — ohne besondere Opfer ihre Einnahmen in großem Maßstabe für die Gegenwart erhöhen, die Hauptbedürfnisse unserer Zeit befriedigen und, indem sie eben dadurch den Volkswohlstand hebt, sich auch für die Zukunft höhere Einnahmen sichern könne.

## II.

Nichten wir bei Erforschung derjenigen Quellen unserer Staatseinnahmen, deren Ertrag erhöht werden könnte, unsere Aufmerksamkeit auf das in der Verwaltung des Ministeriums der Reichs-Domänen befindliche unbewegliche Vermögen des Staates. Nach dem Rechenschaftsberichte des Domänen-Ministers für das J. 1856 befanden sich in der ihm anvertrauten Verwaltung 81,196,563 Dessät. 799 $\frac{1}{4}$  Sassen Landes mit einer Bevölkerung von 18,436,829 Bauern beiderlei Geschlechts, darunter 8,982,839 männliche Seelen\*). Nach Abzug der Ländereien der ausländischen Colonisten, der ackerbautreibenden Hebräer, der Kalmücken, der Kirgisen, des Steppenlandes, der von den Uralischen Kosaken in Anspruch genommenen streitigen Ländereien, der sich nur in zeitweiligem Nießbrauch der Krone befindenden, endlich derjenigen Ländereien, welche unter der Verwaltung des landwirthschaftlichen und des Forst-Departements stehen, im Ganzen 20,535,790 Dessätinen 2080 Sassen, bleiben noch 60,660,772 Dessätinen 1119 $\frac{1}{4}$  Sassen Landes nach. Dieser Grundbesitz vertheilt sich folgendermaßen:

Kronens-Obrokstücke und wüste Ländereien	8,573,715	Dess.	1753	Sass.
urbare Bauerländereien	37,116,961	„	1194	„
nicht urbare	5,105,370	„	1845	„
Gemeinde-, Streu- u. streitige Ländereien	9,864,724	„	1127	„

\*) Alle Angaben dieses Rechenschaftsberichtes beziehen sich nur auf das europäische Rußland, mit Ausschluß des Zarthums Polen und Finnlands, indem die daselbst, gleichwie die in Sibirien und Transkaukasien belegenen Reichs-Domänen nicht unter der Verwaltung des Ministeriums der Reichs-Domänen stehen.

In Forsten befanden sich in

Verwaltung der Krone . . .	108,408,407	Deff.	1,493	Cash., und zwar :
eigentliche Kronsförsten . . .	89,982,569	„	2,079 $\frac{1}{2}$	„
zu besonderen Zwecken bestimmte Kronsförsten (Schiffbauwäldungen u. s. w.) .	5,569,000	Deff.	1,393	Cash.
bäuerliche Försten . . . . .	12,856,837	„	420 $\frac{1}{2}$	„

Außerdem standen unter der Verwaltung des Ministeriums der Reichs-Domänen 21,136 Obroßstücke, deren Flächeninhalt indessen in dem Rechnungsberrichte nicht angegeben ist. Gemeinde-Obroßstücke waren 23,995 vorhanden.

Im Jahre 1856 betragen alle in Geld einkommenden Reichs- und Gemeinde-Abgaben nach dem officiellen Anschlage 45,412,886 Rbl. S., von denen in die Reichs-Rentei 32,656,063 Rbl. S. einflossen. Ziehen wir in Erwägung einerseits, daß zur Kopf- und Grundsteuer, ingleichen zu Rekruten- und Naturalleistungen alle abgabepflichtigen Bauern verpflichtet sind, daß diese Steuern daher der Krone, auch wenn sie nicht im Besitz der Reichs-Domänen ist, nach wie vor zufließen würden; andererseits, daß außer der, aus den Fonds des Ministeriums der Reichs-Domänen angewiesenen Summe von 2,239,900 Rbl. S. die Unterhaltung des Ministeriums noch 5 Mill. Rbl. S. erfordert; so sehen wir, daß nach Abzug dieser Summe als reine Einnahme aus den Reichs-Domänen nur 28 $\frac{1}{2}$  Millionen Rbl. S. übrig bleiben. Um aber einen deutlichen Begriff von dem Grade der Ertragsfähigkeit der Reichs-Domänen zu erhalten, muß man ihren Capitalwerth kennen; ein Vergleich des Capitals mit den daraus bezogenen Einnahmen vermag allein vollständig darzuthun, welchen Procentsatz dieses Capital dem Staate einträgt.

Eine Bestimmung des Grades der Ertragsfähigkeit der Reichs-Domänen würde vielfache detaillirte Angaben mit Rücksicht auf die verschiedenen Gegenden des Reichs erfordern, um aus denselben auf den Capitalwerth der Domänen schließen zu können. Leider aber fehlt es uns bis jetzt hierüber an genügenden Auskünften. Es mögen indessen folgende Erwägungen und Berechnungen dazu dienen, um mindestens annähernd einen Begriff von dem Grade der Ertragsfähigkeit der Domänen zu geben.

Nehmen wir als Durchschnittswerth einer Dessätine Landes auf 11 Rbl. S. an, so stellt sich als Capitalwerth der Reichs-Domänenländerien d. h. für 60,660,772 Dessätinen, die Summe von 667,268,492 Rbl. S. heraus; bei einer Veranschlagung des Durchschnittswerthes einer

Deffätine Forstlandes zu 30 Rbl. S. ergeben 108,408,407 Deffätinen Forstlandes einen Capitalwerth von 3,252,252,210 Rbl. S., zusammen-  
genommen also die Summe von 3,858,859,930 Rbl. S. Fügen wir zu die-  
ser Summe noch den Werth der Obrofstücke, der vermittelt einer Capita-  
lisation der aus ihnen bezogenen anschlagsmäßigen Einnahme (2,243,238  
Rbl. 87 Cop. S.), zu  $2\frac{1}{2}\%$  berechnet, auf 89,729,354 Rbl. 40 Cop. S.  
angenommen werden kann, endlich den Capitalwerth der Gemeinde-*Obrofs-*  
stücke, deren anschlagsmäßige Einnahme (855,049 Rbl. 16 Cop. S.) zu  
 $2\frac{1}{2}\%$  capitalisirt ein Capital von 34,201,960 Rbl. S. ergibt, so erhalten  
wir im Ganzen eine Summe von 4,043,461,016 Rbl. S. Ziehen wir  
von dieser Summe wiederum den bereits im allgemeinen Ausdruck des  
Werthes der Reichs-*Domainen* begriffenen Capitalwerth des auf *Obroß*  
abgegebenen Landes ab, welcher bei Veranschlagung einer Deffätine zu  
11 Rbl. 44 Millionen Rbl. S. beträgt, so stellt sich allendlich als Capi-  
talwerth der Reichs-*Domainen* die Summe von 3,999,461,016 Rbl. S.  
heraus, in runder Zahl also 4 Milliarden Rbl. S. Diese annähernde  
Berechnung ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; sie würde sogar im  
Vergleich zu dem wirklichen Capitalwerthe der Reichs-*Domainen* zu niedrig  
sein, wenn man den Capitalwerth der Arbeitskräfte der Bevölkerung dieser  
*Domainen* und des ihr gehörenden landwirthschaftlichen Inventars, das  
wir gar nicht in Rechnung gebracht haben, als in die Summe von 4  
Milliarden Rbl. S. eingeschlossen ansehen wollte.

Da wir unseren Berechnungen eine ziemlich niedrige Veranschlagung  
zu Grunde gelegt haben, so muß auch der Ertrag der Reichs-*Domainen*,  
welcher in den Interessen eines Kapitals von 4 Milliarden seinen Ausdruck  
findet, sich höher herausstellen, als er in der That ist, d. h. als er bei  
einer höheren Veranschlagung der *Domainen* sich herausstellen würde.  
Sehen wir jetzt, welche Rente die *Domainen* bei der von uns angenom-  
menen Veranschlagung ihres Werthes tragen. Wir wissen, daß im Jahre  
1856 alle Einkünfte von den Reichs-*Domainen*, sowol die dem Staate  
als die den Gemeinden zufließenden, nach dem Anschlage sich auf 45,412,886  
Rbl. S. beliefen. Hieraus folgt, daß die *Domainen* ungefähr  $1\frac{1}{7}\%$  ein-  
gebracht haben. Da aber von dieser Einnahme nach dem Anschlage nur  
32,656,063 Rbl. S. in den Staatschatz fließen, so beträgt die von der  
Reichs-*Rentei* erzielte Einnahme nur  $\frac{1}{10}\%$  von dem Capitalwerthe der  
Reichs-*Domainen*. Ziehen wir endlich noch jene oben erwähnten Abgaben,  
die von den Bauern, mögen sie auch nicht zum Ressort der Reichs-*Domai-*

nen gehören, stets geleistet werden müssen, so wie die Ausgaben für den Unterhalt dieses Ministeriums ab, so beträgt die Einnahme streng genommen nur 28½ Millionen Rbl. S., also nur  $\frac{2}{7}\%$ . Und so führen uns unsere annähernde Veranschlagung und die darauf basirten Berechnungen zu dem Schlusse, daß die *Domainen* dem Staate durchschnittlich 1% eintragen. Dies Resultat wird an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn wir bedenken, daß sie auch in vielen Staaten des westlichen Europa bei einer höher entwickelten Landwirthschaft und unter einer guten Verwaltung, wie sie nur bei einem mäßigen Umfange der *Domainen* möglich ist, oft eine äußerst unbedeutende Rente abwerfen.

Um uns noch besser von dem geringen Ertrage der *Domainen* zu überzeugen, dürfte eine genauere Betrachtung derjenigen Theile derselben nicht am unrechten Orte sein, welche im eigentlichen Sinne im Besitze der Krone sind d. h. der ihr gehörigen unangebauten Ländereien, der Kronsförsten und Obroßstücke.

Was die Versorgung der Reichs- und Apanage-Bauern mit unangebauten Ländereien anbelangt, so unterliegt die Nothwendigkeit einer solchen Verwerthung derselben wol noch einigem Zweifel. Nach Tengoborski's Berechnung übersteigt die Durchschnittsgröße der Landtheile der russischen Kronsbauern die der Bauerländereien in allen andern Staaten. Vergleichen wir die einzelnen Gouvernements in Bezug auf das den Bauern zugetheilte urbare Land, so fällt uns allerdings eine große Ungleichheit in die Augen; immerhin ist aber aus Tengoborski's Classificationen ersichtlich, daß 19 Gouvernements gut\*), 16 ausreichend und nur die übrigen 13 spärlich mit Land versehen sind. Da aber die Ungleichheit in der natürlichen Vertheilung der Wiesen, Weiden, nicht nutzbaren Ländereien und Waldungen durch die Qualität des Bodens und mannigfache klimatische und andere locale Voraussetzungen bedingt ist, so kann die ungleichmäßige Vertheilung der verschiedenen nutzbaren Ländereien nicht immer willkürlich abgeändert werden.

Indessen ist auch die Ungleichheit in der Vertheilung des Landes unter den Bauern in manchen Beziehungen nicht ohne Nutzen für die Volkswirthschaft. So können z. B. in Bezug auf den Ackerbau die kleinen und mittleren Bauergüter, namentlich bei günstigen Bedingungen für den Absatz ihrer Erzeugnisse, dadurch, daß sie eine größere Concentrirung der öko-

\*) Im Astrachanschen sowie im Saratowschen Gouvernement kommen auf eine Seele 12 bis 20 Dessjätinen Landes.

nomischen Kräfte gestatten, leichter und besser bebaut werden und eine höhere, wenigstens die sonstige durchschnittliche übersteigende Einnahme gewähren als größere Bauergüter, die nicht mit den entsprechenden ökonomischen Kräften bearbeitet werden können. Zudem nehmen die Bauern, wenn sie wenig Land besitzen, oft ihre Zuflucht zu einem Nebenerwerb durch Betreibung anderweitiger Industriezweige, deren Vereinigung mit der Landwirthschaft Rußland noch lange vor dem Glend jenes städtischen Handwerker-Proletariats bewahren wird, unter dem das westliche Europa zu leiden hat. Endlich veranlaßt die ungleiche Vertheilung des Landes, so wie die ungleiche Productivität der einzelnen Landstücke die Bauern, den Ueberschuß ihrer Arbeitskräfte dort zu verwenden, wo diese gesucht sind und ein größerer Arbeitslohn geboten wird. Wenn dies auch einen Theil der Bevölkerung nöthigt, von Ort zu Ort zu wandern, so entfernt es doch auch andererseits theilweise die aus den oben angeführten Gründen entspringenden Mißstände. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Vergrößerung der Ländereien der Reichsbauern durch neue Zutheilungen auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht nicht als unbedingt zweckmäßig\*).

Was hiernächst die Staatswaldungen betrifft, so ist aus den oben angeführten Zahlen ersichtlich, daß ihr Capitalwerth, wenn die Dessätine Waldes im Durchschnitt zu 30 Rbl. S. veranschlagt wird, 3,252,252,210 R. beträgt. Es ist übrigens nicht außer Acht zu lassen, daß der Werth der Waldungen, je nach den localen Verhältnissen, äußerst verschieden ist. Wir berufen uns auf die Ansicht des Herrn Solowjew hierüber in seiner „ökonomischen Statistik des Smolenski'schen Gouvernements“.

„Nichts ist schwieriger, sagt er, als den Werth von Waldungen zu bestimmen. Er hängt von vielfachen Bedingungen ab, deren Einfluß sich aber oft nur auf geringe Entfernungen erstreckt. So kommen z. B. in Gegenden, die nach ihrem allgemeinen Character zu den waldarmen gerechnet werden müssen, einzelne große Güter vor, auf denen ein beständiger Holzverkauf stattfindet. In einer Entfernung von 15 oder 20 Wersten von diesen Gütern ist nun das Holz wohlfeil. Dann aber verliert sich

\*) Von den Bauerländereien bilden ungefähr 9,864,724 Dessätinen gemeinschaftlicher Streu- und streitiger Ländereien einen in volkswirthschaftlicher Hinsicht mit mannigfachen Inconvenienzen verbundenen Besitz, da er zahl- und endlose Prozesse und Streitigkeiten mit sich bringt, welche die freie Entwicklung der Landwirthschaft hemmen. Früher gab es solcher Ländereien noch bedeutend mehr; jedoch ist deren auch jetzt noch eine große Zahl, obgleich sie sich in Folge friedlicher Auseinandersetzungen verringert hat.

dieser Einfluß, und die Holzpreise stimmen wieder mit dem allgemeinen Character der Gegend. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß die Transportkosten des Holzes zuweilen den Werth desselben übersteigen. Ebenso treffen wir umgekehrt in walddreichen Gegenden oft einzelne Localitäten an, in denen es wenig oder gar keinen Wald giebt; dadurch steigern sich die Preise, während sie 30 oder 40 Werst weiter außerordentlich niedrig sind. Ueberdies sind die Holzpreise am Ort und auf den Märkten völlig verschieden, nicht minder, wenn ganze Waldstücke und Dessätinen zum Ausschau verkauft werden, noch mehr aber, wenn der Verkauf auf den Ausschau von Balken und Faden geschlossen wird. Einen bedeutenden Einfluß auf den Holzpreis hat auch die größere oder geringere Entfernung der Waldungen von fließbaren Flüssen; doch hört dieser Einfluß bei einigermaßen größeren Entfernungen von den Flußufern auf. Das Verhältniß zwischen den Preisen für Bau- und für Brennholz ist gleichfalls bei Käufen ganzer Dessätinen zum Ausschau nicht dasselbe. Wo es viel Bauholz giebt, hat das Brennholz fast gar keinen Werth, weil dieses aus dem Abfall der zu Bauholz gesägten Bäume gewonnen wird. Wo dagegen wenig oder gar kein Bauholz vorhanden ist, erreicht der Preis des Brennholzes eine bedeutende Höhe. Dazu kommt endlich noch die verschiedene Qualität des Holzes je nach den Baumgattungen und dem Durchmesser der Stämme. Alle diese vielfach verschlungenen Bedingungen können in den mannigfachsten Verbindungen vorkommen, so daß es eben so viele von einander abweichende Holzpreise, als Bedingungen und mögliche Combinationen derselben giebt.“ Herr Solowjew erwähnt, daß im Smolenskischen Gouvernement für eine Dessätine Bauholz bis 150 Rbl. S. gezahlt werden.

Nach anderen Quellen und namentlich nach den Berechnungen der Verkaufspreise für eine Dessätine Waldes, wie sie in den von den Forst-Taxatoren des Jaroslawschen Gouvernements gesammelten Auskünften aufgeführt sind, beträgt der höchste Preis für eine Dessätine Bauholz 50 bis 200 Rbl. S. der niedrigste 10 bis 150 Rbl. S.; der höchste für eine Dessätine Brennholz 18 bis 70 Rbl. S., der niedrigste 3 bis 50 Rbl. S. Aus dem Verschlage über die Waldungen des Kostromaschen Gouvernements erfahren wir, daß der höchste Preis für eine Dessätine mit Bauholz bewachsenen Landes 45 bis 250 Rbl. S., der niedrigste 15 bis 150 Rbl. S. beträgt; während der höchste Preis für eine Dessätine mit Brennholz bewachsenen Landes 25 bis 110, der niedrigste 10 bis 60 Rbl. S. ist.

Haxthausen berechnet in seinem Project einer Colonisation der

nördlichen waldreichen Gouvernements, und zwar des Archangelschen, Olo-  
nekschen und Wologdaschen den Werth der Kronswaldungen in diesen  
Gouvernements allein schon auf 5,555,000,000 Rbl. S. indem er im  
Durchschnitt auf eine Dessätine 300 Bäume mit dem mittleren Werthe  
von 100 Rbl. S. annimmt\*). Wenn das Holz in Gegenden, die daran  
Ueberfluß haben, so hoch zu schätzen ist: welchen Werth muß es erst in  
waldarmen Gegenden haben?

Diesem allen nach muß der von uns angenommene mittlere Werth  
der Waldungen in den Reichs-Domänen als ein sehr mäßiger angesehen  
werden. Aber auch dann repräsentirt die von diesen Waldungen bezogene  
Einnahme nur ein kaum nennenswerthes Procent ihres Capitalwerthes.  
Wenn die anschlagsmäßige Forst-Einnahme, nach Abzug des unentgeltlich  
verabsolgtten Holzes, im Jahre 1856 sich auf eine Million Rbl. S. be-  
laufen hat, so beträgt dies nach der von uns angenommenen Taxation der  
Waldungen nur ungefähr  $\frac{1}{32}$  Procent. Fügen wir aber der Einnahme  
aus den Domainen den Werthbetrag des unentgeltlich verabsolgtten Holzes  
binzu, der im Jahre 1856 auf 1,739,618 Rbl. S. M. geschätzt wurde,  
und setzen wir auch voraus, daß die wirklich eingeflossene Einnahme der  
anschlagsmäßigen Summe, also einer Million, gleich gekommen ist, so beträgt  
die ganze Einnahme, d. h. 2,739,618 Rbl. S. doch nur ungefähr  $\frac{1}{12}$   
Procent. Da aber unter den 108,408,407 Dessätinen Waldes 12,856,837  
im bäuerlichen Besitze stehen, mithin nur 95,551,570 Dessätinen eigent-  
licher Kronswaldungen nachbleiben, so ist, angenommen, daß die Krone  
wirklich die volle anschlagsmäßige Summe einnehme und den Werthbetrag  
des unentgeltlich verabsolgtten Holzes miteingerechnet, ersichtlich, daß die  
von den Kronswaldungen bezogene Einnahme  $\frac{1}{10}$  Procent des durch sie  
repräsentirten Capitales ergiebt. Scheiden wir aus dieser Berechnung das  
unentgeltlich verabsolgte Holz aus und ziehen wir von der anschlagsmäßigen  
Einnahme 587,675 Rbl. S. ab, als die Ausgaben zur Deckung der Un-  
kosten des Forst-Messorts, wie sie in dem Jahresbericht pro 1856 ange-  
geben sind, so erhalten wir als reine Einnahme die Summe von 412,325  
Rbl. S., also ungefähr nur  $\frac{1}{71}$  Procent des Capitalwerthes. Wer die  
Jahresberichte der Forstverwaltung irgend eines einzelnen Gouvernements  
zur Hand hat und sich von dem Grade des Ertrages der Forsten desselben

\*) Die Dessätine eines solchen Waldes, wie ihn Harthausen im Wologdaschen Gouver-  
nement gesehen hat, würde nach seiner Meinung in Deutschland 2000 bis 3000 Rbl. S.  
werth sein. Tengoborski: Etudes sur les forces productives. T. I.

überzeugen will, der würde, den der besondern Vertlichkeit entsprechenden Durchschnittswerth einer Dessätine Waldes der Berechnung zu Grunde legend, alsdann wahrscheinlich in Bezug auf das einzelne Gouvernement zu denselben Resultaten gelangen, welche wir hinsichtlich der Staatswaldungen überhaupt dargelegt haben.

Gehen wir jetzt zu einer Betrachtung des dritten Hauptbestandtheiles der Reichs-Domänen über, welcher sich in unmittelbarem Besitze der Krone befindet, nämlich zu den Obrokstücken.

Unter Kronen-Obrokstücken versteht man verschiedenes unbewegliche Eigenthum des Staates, auf welchem sich keine Bauern befinden, und überhaupt alle mit Grundeigenthum verbundenen Einnahmequellen, die von der Krone gegen ein Zins- und Pachtgeld an Privatpersonen übergeben sind\*). Nach dem Jahres-Berichte des Ministers der Reichs-Domänen für das Jahr 1856 gab es 21,126 Kronen-Obrokstücke. Die von ihnen erzielte Einnahme betrug nach dem Anschlage 2,243,238 Rbl. 87 $\frac{1}{4}$  Cop. Wenn es auch in den uns zugänglichen officiellen Quellen an detaillirten Nachrichten in Bezug auf die Kronen-Obrokstücke fehlt, so bietet das Journal des Ministeriums der Reichs-Domänen für das J. 1859 um so mehr halbofficielle Daten. Aus ihnen ist insbesondere ersichtlich, daß es in den großrussischen und südlichen Gouvernements im Jahre 1858 8592 Kronen-Obrokstücke mit einer anschlagmäßigen Einnahme von 1,074,045 Rbl. 72 Cop. gab, in den westlichen Gouvernements aber, mit Ausschluß der baltischen, 12,492 Obrokstücke mit einer Einnahme von 976,094 Rbl. 35 Cop. S. M. Man ersieht ferner, daß von sämmtlichen Obrokstücken in den westlichen Gouvernements nach Ausschluß der Krüge und Schenken, nur der fünfzehnte Theil eine erhebliche Einnahme gewährt, alle übrigen aber nur eine sehr geringe, die bei einigen sogar weniger als einen Rubel Silber beträgt. Den geringfügigen Ertrag der Obrokstücke beweist auch der Vorschlag über die Einzahlung der von ihnen bezogenen Einkünfte und die zum Jahre 1858 verbliebenen Rückstände in den westlichen Gouvernements. Man ersieht aus demselben, daß die Einnahme von den Obrok-

\*) Außer den Obrokstücken der Krone giebt es noch solche, die den Bauergemeinden zur Nutzung übergeben sind, und Kronen-Forst-Obrokstücke die unter der Forst-Verwaltung stehen; beide sind in dem angezogenen Jahresberichte unter der Zahl von 21,126 Obrokstücken nicht mitbegriffen. Die weiter unten angegebenen Daten beziehen sich gleichfalls nur auf die eigentlich sogenannten Kronen-Obrokstücke.

stücken für 10 Jahre (von 1848—1858) auf 7,071,306 Rbl. 18½ Cop. S. veranschlagt war, während nur 4,857,061 Rbl. 32 Cop. S. M. eingeflossen sind, also 2,214,244 Rbl. 86½ Cop. S. weniger als die veranschlagte Summe, und daß schließlich, alle nachträglichen Einzahlungen und Zahlungserlasse abgerechnet, noch ein Rückstand von 1,648,866 R. 55 C. S. zum Jahre 1858 nachgeblieben ist.

Die Betrachtung des großen Umfanges der Reichs-Domainen in Rußland und ihres äußerst geringen Ertrages ruft unwillkürlich die Frage nach den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung hervor. Diese sind theils allgemeiner theils besonderer Natur. Zu den ersteren zählen diejenigen, welche in dem Einfluß des Klimas, der topographischen Lage des Reichs, der ungleichmäßigen Vertheilung der productiven Kräfte, dem Mangel an natürlichen und künstlichen Communicationsmitteln, der mangelhaften Volksbildung, zumal in ökonomischer Hinsicht u. s. w. begründet sind; zu den letzteren aber die, welche durch die Verwaltung der Krone entstehen. Jene können wir als aus der Statistik Rußlands bekannt voraussetzen und um so eher übergehen, als sie sich nicht auf die Besitzlichkeiten der Krone allein, sondern auch auf die der Privaten beziehen, indem sie ihren Einfluß auf die gesammte Volkswirtschaft erstrecken. So wichtig sie auch sein mögen, so können sie doch nicht als die Hauptursachen des geringen Ertrages der Reichsbesitzlichkeiten angesehen werden, da unter denselben ungünstigen Bedingungen der Ertrag der Privatbesitzlichkeiten und damit auch ihr Capitalwerth in rascher Progression steigt, während bei den Reichs-Do-mainen dies nicht der Fall ist. Es muß also der geringe Ertrag der letzteren seine eigenthümlichen Ursachen haben. Sehen wir, worin sie bestehen.

Wir haben genug unzweideutige Beweise dafür, daß unsere Regierung stets die möglichste Erhaltung ihrer Einnahmequellen im Auge hat und keine Kosten scheut, um eine gedeihliche Entwicklung derselben zu fördern. Andererseits ist es aber ebenso so zweifellos, daß diese Sorgen und Bemühungen nicht immer das vorgestekzte Ziel erreichen. Es könnte z. B. der landwirthschaftliche Zustand der Reichsbesitzlichkeiten offenbar ein besserer sein, als der der Privatgüter, während ein in dieser Beziehung angestellter Vergleich uns zeigt, daß das Gegentheil der Fall ist. Ungeachtet der mannigfaltigen Maßregeln, welche das Departement der Landwirthschaft zur Hebung des Ackerbanes ergriffen hat, steht dieser auf den Kron-

gütern selten auf einer solchen Stufe der Entwicklung, wie auf den Privatbesitzlichkeiten.

So zeigt denn der Zustand der Landwirtschaft auf den Reichs-*Domainen*, daß der geringe Ertrag derselben nicht etwa durch eine ängstliche Sorge für die Erhaltung der Einnahmequellen veranlaßt ist, sondern daß vielmehr dieses Ziel in der That nicht immer erreicht wird. Noch klarer lehrt uns dies die Verwaltung der Forsten. Die Aufgabe der Forst-*Administration* kann man folgendermaßen bezeichnen: sie hat bei einer rationellen Bewirthschaftung der Forsten die Waldungen dort zu schonen, wo sie nicht ausreichend vorhanden, dort, wo es deren wenig oder gar keine giebt, zu säen und anzupflanzen, endlich, wo ein Ueberfluß an Wald ist, denselben mit möglichstem Nutzen für die Krone zu verwerthen. Bekanntlich sind aber, trotz aller Bemühungen der Staatsregierung, eine rationelle Forstwirthschaft einzuführen, die Wälder da, wo es deren bereits nicht viele gab, fast gänzlich ausgerottet, da, wo sie ganz fehlten, nur in geringem Maße angepflanzt, endlich haben sie sich wo es ihrer viele gab, allerdings vermindert, jedoch kaum mit effectivem Nutzen für die Krone, da keine entsprechenden Zunahme ihrer Forst-Einkünfte bemerkbar geworden ist. Zwar zeichnen sich auch die Privateigenthümer in Rußland nicht durch eine besondere Voracht in der Pflege und Conservirung ihrer Waldungen aus; nichtsdestoweniger ist der Zustand der Privatwaldungen bedeutend besser, als der der Kronforsten, zumal da, wo sich das Bedürfniß nach Holz fühlbarer gemacht hat.

Woher dies? Verschweigen wir nicht, daß der größte Theil des Publicums die der Krone nicht einmal etwas einbringende Ausrottung der Waldungen und überhaupt den so wenig befriedigenden Zustand der Reichsbesitzlichkeiten den Mißbräuchen der Beamten dieses Ressorts zuschreibt. Darin aber den alleinigen Grund dieser Verhältnisse zu suchen, erschiene denn doch bedenklich. Man kann unmöglich annehmen, daß die Beamten dieses Ressorts schlechter geartet seien als die der übrigen. Wir sind des Glaubens, daß sich in allen Verwaltungszweigen gewissenhafte wie gewissenlose Beamten finden, sowie daß die Natur der Menschen, bei all der Verschiedenartigkeit ihrer Lebensstellungen, stets dieselbe bleibt. Zudem läßt sich auch noch zur Vertheidigung dieser Beamten anführen, daß der Zustand der *Domainen* auch in vielen anderen Staaten, in welchem die Beamten an einer höheren intellectuellen und moralischen Stufe stehen und die Volkswirtschaft entwickelter ist, dessen ungeachtet schlechter als der der Privat-

bestlichkeiten und der Ertrag derselben unter gleichen Verhältnissen stets geringer, als der auf den letzteren ist<sup>\*)</sup>). Was ist denn also die wirkliche Ursache des geringeren Ertrages der Domainen? Sie ist nicht Rußland allein eigenthümlich, sondern macht sich auch in allen andern Staaten geltend und ist vorzugsweise darin zu suchen, daß die Kronsverwaltung bei ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit nicht von jener mächtigen Triebfeder bewegt wird, welche für den Privaten in der Erregung seines persönlichen Interesses liegt. Mag der Beamte auch noch so gewissenhaft seinen Pflichten nachkommen, es hieße doch, eine unbillige, ja das Unmögliche erheischende Forderung an ihn stellen, wollte man verlangen, daß er, zumal bei einer geringen Entschädigung für seine Mühen, für fremdes Eigenthum mit demselben Eifer und derselben Thätigkeit sorge, wie sie ein sorgfamer und wirthschaftlicher Privatmann bei der Verwaltung seines eigenen Vermögens anwendet<sup>\*\*)</sup>).

Dies ist die Grundursache der durch Theorie und Praxis bestätigten Wahrheit, daß die Krone bei der Verwaltung ihres Vermögens, zumal des unbeweglichen, nicht dieselben Erfolge erringen kann, wie Private bei der Verwaltung ihres Eigenthums. Wenn diese mit einer Verwaltung von Seiten der Krone verknüpften Inconvenienzen sich schon im Auslande, wo der Umfang der Domainen meistens geringfügig ist, bemerkbar machen, so müssen sie um so fühlbarer für Rußland sein, dessen Reichsbestlichkeiten einen so bedeutenden Flächenraum einnehmen. Dieser außerordentliche Umfang unserer Domainen, welcher sehr bedeutende Ausgaben für ihre Verwaltung erfordert, sowie der künstliche Mechanismus der bürokratischen Centralisation, der den Gang der Sachen und die Befriedigung der localen Bedürfnisse verzögert,bürdet den Beamten eine ihre Kräfte übersteigende Last von Pflichten auf. Auf solche Weise gewinnt der Uebelstand, der ursprünglich aus dem Nichtvorhandensein der heilsamen Motive, die das persönliche Interesse hervorruft, herrührte, noch

<sup>\*)</sup> Dies hat namentlich von Patow in seinem Berichte an die preussische Abgeordneten-Kammer für das Jahr 1856—57 nachgewiesen.

<sup>\*\*)</sup> Das hier Gesagte kann man auch auf die Arentatoren beziehen, z. B. auf die Pächter der Obroßstücke in Rußland; allerdings nicht deshalb, weil sie keinen Antrieb durch persönliches Interesse hätten, sondern weil ihr Interesse in der Regel nicht mit dem der Krone zusammenfällt. Vorzüglich bezieht sich dies auf Arenten, die auf kurze Fristen übernommen sind; denn solchen Falles bemüht sich der Arentator, den möglichsten Vortheil aus dem Gute zu ziehen, ohne dessen productive Kräfte zu schonen noch auf dasselbe irgend welche wirkliche Meliorationen zu verwenden.

mehr Raum und Macht und veranlaßt es, daß die Mängel unserer Administration schärfer in die Augen fallen, als in andern Staaten. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, könnte man vielleicht die Zahl der Executiv-Beamten vermehren oder die Controle über die gegenwärtige Beamtenzahl verschärfen. Weder das eine, noch das andere kann aber wol von wahrhaftem Nutzen sein. Das erstere Mittel würde die schon ohnehin bedeutenden Verwaltungskosten vermehren, das andere aber, bei gleicher Vermehrung dieser Ausgaben, nur das System des Mißtrauens auf die Spitze stellen, welches bekanntlich den guten Beamten gleichgültig und apathisch macht, während es den schlechten nicht bessert, sondern nur vorsichtiger macht. Statt den numerischen Bestand der Verwaltung zu vergrößern, könnte man vielleicht eher zu einer Verringerung der amtlichen Wirkungskreise durch Vereinfachung und Abkürzung der Correspondenz, durch Beschränkung der Centralisation u. s. w. greifen. Aber auch diese Maßregeln würden nur halbe sein. Demnach müßte man, stets mögliche Reformen der Verwaltung im Auge behaltend, dem Uebel durch Ermäßigung der Pflichten der Beamten zu steuern suchen, dann aber auch durch eine Verringerung der Zahl der Beamten selbst durch Umwandlung eines Theils des unbeweglichen Vermögens des Staates in bewegliches d. h. in ein Geldcapital, dessen Verwaltung bedeutend einfacher ist und, wie wir zeigen werden, eine beträchtlichere Einnahme bringen würde, als sie auch bei der besten Verwaltung unbeweglichen Vermögens von Seiten der Krone zu erwarten stände. Zur Erreichung dieses Zieles und, was noch wichtiger, zur Befriedigung der Bedürfnisse unserer Zeit vermag nach unserer Ansicht die von uns vorgeschlagene Maßregel des Verkaufs der Reichsbesitzlichkeiten zu führen.

(Der Schluß folgt im nächsten Hest.)

## Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna.

Der „russische Bote“ bringt im Jahrgang 1859 unter diesem Titel eine historische Arbeit von P. Schtschebalski, die uns in mehr als einer Hinsicht Beachtung zu verdienen scheint. Der Verfasser hat mit Fleiß und Umsicht die betreffende Literatur des Auslandes wie des Inlandes zu lebensvoller pragmatischer Darstellung seines Gegenstandes benutzt und namentlich mit Hilfe seiner Forschungen in inländischen Quellen ist es ihm gelungen, ein im Wesentlichen scharf umrissenes, im Einzelnen fein ausgearbeitetes Bild jener Zeit mit ihren drastischen Ereignissen hinzustellen. Der Raum gestattet uns nicht, unsern Lesern den gehaltvollen Aufsatz vollständig, wie er es verdiente, mitzutheilen; wir müssen uns darauf beschränken, ihn seinem wesentlichen Inhalte nach und nur die prägnantesten Stellen wörtlich wiederzugeben.

Der Verfasser greift, um seinem eigentlichen Vorwurfe, dem Regierungsantritte der Kaiserin Anna, einen tiefern Hintergrund zu geben, zurück in die Zeit Peters des Großen und die unmittelbar folgende und leitet diese mit einer allgemeinen, treffenden Reflexion ein. „Die ersten fünf Jahre nach dem Tode Peters I., ja die ganze Zeit bis zur Thronbesteigung Catharina's II. erscheint auf den ersten Blick als eine Kette zusammenhangloser Erschütterungen und Umwälzungen. Es liegt etwas Orientalisches, Geheimnißvolles in jenen, über Nacht sich vollziehenden Regierungsveränderungen, in jenem Eingreifen prätorianischer Garden, in jenen Intriguen

fremder Gesandten, in jener plötzlichen Erhebung der Einen aus dem Nichts zu den höchsten Staatsämtern und dem ebenso plötzlichen Sturze, der Verbannung, Einferkerung und Hinrichtung der Andern. Trügen die Opfer und die Sieger nicht russische, uns von Jugend auf vertraute Namen, wären nicht Moskau und Petersburg die Schauplätze dieser Scenen, so kämen wir in Versuchung zu glauben, daß wir ein Stück aus der Geschichte irgend einer italienischen Republik des Mittelalters lesen oder die Palast-Mysterien irgend eines orientalischen Despoten vernehmen."

Indessen geht dem Verfasser die Geschichte jener Zeit lange nicht auf in diese Intriquen, Umwälzungen und Gewaltthätigkeiten, die nur an der Oberfläche spielen und scheinen, nicht der innerste treibende Gedanke der Bewegung im Großen und Ganzen sind, — „Stürme schütteln den Wipfel des Baumes und knicken seine Zweige, aber Stamm und Wurzeln bleiben unverfehrt. Wie erklärte sich's wol sonst, daß zehn Jahre nach dem Tode Peters, im Höhepunkte der Gewaltherrschaft Birons, der erste National-Dichter ersteht, bald darauf der Grund gelegt wird zum ersten National-Theater, daß glänzende Kriege geführt, ruhmvolle Friedensverträge geschlossen werden, daß Rußland, das vermeintlich vor der Reise faule, sich nach allen Seiten hin ausbreitet und die Elemente seiner Nationalität in die entlegensten, vom stillen Ocean bespülten Wüsten trägt?" — —

„Rußland, abliegend von den Kreisen, in welchen das centrale europäische Leben sich ausgebildet hatte, gravitirte, wenn auch unbewußt, nach diesem hin, als Peter der Große erschien und das Civilisationswerk bewußt und thatkräftig in Angriff nahm. Alles widerstand ihm dabei, die Macht der Ueberlieferung und die Liebe zum Alten, wie die angeborene oder erzogene Sorglosigkeit und Indolenz des Volks. Der gemeine Mann entzog sich den Mühen des Dienstes und der öffentlichen Arbeiten durch die Flucht; der Adel mied sie; die Geistlichkeit sah in den Neuerungen Angriffe auf die Religion; der hohe Adel wollte im Dienste nicht gleichgestellt sein mit dem niederen und den Unadeligen. Peters des Großen bis zur Grausamkeit gesteigerte Energie überwand Alles und Alle. Es war eine schwere Zeit für Rußland, das blutiger Schweiß überkam unter der Last seiner Größe. Hunderttausende von Bauern fielen in den Kriegen, bei den öffentlichen Arbeiten; die Gutsbesitzer, die gehofft hatten, leben und sterben zu können nach der Väter Weise am häuslichen Heerde, wurden nach entfernten Meeren entsendet, und wenige gab es der angesehenen Geschlechter, die nicht irgend ein verbanntes, gemartertes oder mit dem

Tode bestrafte Mitglied zu beklagen gehabt hätten. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen der leidende Theil nicht schuldig erschien und die Angehörigen murrten. . . . —“

Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute, die Peters des Großen Wirken gegenüber die auf lange hinaus gestörte, wenn nicht gar zerstörte organische Entwicklung beklagen, steht der Verfasser in diesem Wirken ein berechtigtes, verdienstliches. Peter hat nach ihm das Volk nur in die Bahn gelenkt, die diesem von Natur angewiesen war, die es früher oder später einschlagen mußte. Daß Peter die Initiative ergriff, hat den Russen die vielleicht gewaltsame, jedenfalls beschämende Einmischung des Auslandes erspart, der zurückgebliebene Nationen unausbleiblich verfallen.

Peter konnte Gehorsam erzwingen, aber nicht Kenntnisse, nicht Erfahrung, am wenigsten endlich Zuneigung zu der neuen Gestaltung der Dinge. Das zwang ihn denn, sich mit Leuten von geringer Herkunft und oft mehr als zweifelhafter Sittlichkeit zu umgeben; es genügte, wenn sie „praktisch“ und seinen Plänen förderlich waren. Diese, die Menschikow, Schaftrow, Golowkin u. s. w. bildeten die eine Gruppe seiner Mitarbeiter; die andere bestand aus herbeigezogenen Ausländern, meist Deutschen, unter welchen die hervorragendste Stelle Oftermann einnimmt.

Leute aus diesen beiden Gruppen standen an der Spitze der Verwaltung; ihnen gegenüber die Häupter der alten Familien, welche die Einen wie die Andern unterschiedlos unter dem Namen der „deutschen Partei“ zusammenfaßten. So lange Peter lebte, vermochte weder die Deutsche noch die ihr gegenüberstehende Partei sich besonders geltend zu machen; sein Tod änderte die ganze Lage der Dinge. Daß Catharina I. zur Regierung gelangte, war bekanntlich schon das Werk Menschikows und des holsteinischen Minister-Residenten von Bassowitz. Hier bereits vollzog sich die Verschmelzung der beiden dem alten russischen Adel feindlichen Gruppen.

„So schrankenlose Willkür hatte Rußland von einem Unterthan bis dahin nicht erfahren. An Gewalthandlungen hatten es die Günstlinge zu keiner Zeit fehlen lassen, doch war es noch keinem eingefallen, über den Thron zu versüßen; und nie hatte sich der ausländische Einfluß mit Grund verhaßter gemacht, als eben damals. Der Einfluß des holsteinischen Hofes, in Petersburg wurde mächtiger als selbst der des kaiserlichen; die holsteinischen Interessen überwogen die russischen; und es fehlte nicht viel, so wäre Rußland bei Verfolgung derselben in einen Krieg mit Dänemark und England verwickelt worden.“

„Menschikow wurde, nachdem er den ersten Platz im Rathe der Kaiserin eingenommen und durch ihre Freigebigkeit neue unermessliche Reichthümer, so wie volle Vergebung für alle seine Verbrechen erlangt hatte, in Wahrheit der Tyrann des russischen Reichs. Alles kam von ihm, und durch ihn; seine Gunst ward zur Quelle der Hoffnungen, der Ehrenstellen, der Reichthümer; sein Zorn war gleich bedeutend mit Achtung, Entfernung vom Hofe, Verbannung und Verlust des Vermögens. Alle zitterten vor ihm, wie sie ihn haßten; dieses Hasses lachend, ging er mit dem Plane um, die Geschicke seines Hauses mit denen des kaiserlichen zu verflechten.“ Wie er sich den Kurländern zum Herzog ausdrängen wollte, ist bekannt. „Vertieft in so weitreichende Pläne, widmete er den laufenden Regierungsgeschäften nur geringe Aufmerksamkeit, erledigte sie eifertig oder vertagte sie auf gelegenerer Zeit und zeigte sich nur selten im Collegium, dem er präsidirte, überzeugt, daß er nur ab und zu einmal mit finstrier Miene zu erscheinen brauche, um die Angelegenheiten im Gange zu erhalten. Diese aber stockten. Eine allgemeine Ermattung, eine allseitige Apathie war an die Stelle der unter Peter dem Großen vielleicht überspannten, Thätigkeit getreten.“ „Alles ist fahrlässig, mit Nichts geht es vorwärts,“ schrieb der sächsische Gesandte (Le Fort) ein halbes Jahr nach dem Regierungsantritte der Kaiserin, „allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung.“ „Die Regierungsform in jener Zeit,“ schreibt Münnich, „war die selbstherrliche Willkür der Fürsten Menschikow.“

Wie verhielt sich zu alle dem die sogenannte russische Partei? Die Regierung stellte sich anfangs freundlich zu den Vertretern der angesehensten Familien. So wurde ein Dolgorukow aus der Verbannung zurückgerufen und an den Hof gezogen, ein Golizyn in das neu errichtete „geheime hohe Conseil“ berufen, Repnin zum Feldmarschall erhoben. Aber Menschikow wußte Alle, die ihm irgendwie gefährlich werden konnten, unter verschiedenen Vorwänden zu entfernen: so wurde Repnin mit der Oberverwaltung in Riga betraut und Dolgorukow erhielt eine Bestimmung an der persischen Grenze.

Das „geheime hohe Conseil,“ die höchste Verwaltungs-Institution im Reiche, war zu Anfang des Jahres 1726 errichtet worden. Was war seine Bestimmung? Einige meinen, Menschikow habe dabei rein persönliche Zwecke des Ehrgeizes verfolgt; Andere wollen dagegen hierin ganz besondere Absichten erblicken. Wir heben diese hervor, weil das „geheime hohe Conseil“ im Verlaufe unserer Darstellung eine Hauptrolle spielen wird.

So berichtet der englische Minister-Resident Campredon am 12. (23.) Febr. 1726 seinem Hofe: „Diese Schöpfung legt, allem Anscheine nach, den Grund zu einem Bau, den die vornehmsten Russen nach und nach zur Antheilnahme an der Regierung zu errichten die Absicht haben; es ist nicht schwer abzusehen, daß hiermit der erste Schritt zu einer veränderten, einigermaßen der englischen angepaßten Regierungsform gethan ist; dies wenigstens ist die Ansicht der denkenden Leute.“

„Die Vermuthung des englischen Residenten ermangelt sicher nicht aller Begründung. Doch gelang es dem geheimen hohen Conseil im mindesten nicht, der Willkühr des zügellosen Günstlings Schranken zu setzen. Ein Mitglied des Conseils, Graf Tolstoi, der Generalpolizeimeister Graf Devier, die Generale Uschafow und Buturlin, endlich Karyschkin, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, wurden unter nichtigen Vorwänden und ohne irgend welche Beweise ihrer Schuld der Ehre und des Vermögens beraubt; Einige erhielten die Knute, wurden dem peinlichen Verhör unterzogen und verschickt.“

„Unter solchen Umständen konnte der Schaden des Staats sich nur verschlimmern. Hatte es früher Männer gegeben, die es gewagt hatten, Peter muthig zu widersprechen, so unterfang sich jetzt Niemand, Menschikow Opposition zu machen. Der verdienstvolle und tapfere Feldmarschall Golizyn schrieb seinem Bruder Dmitri, einem Mitgliede des geheimen hohen Conseils, „er solle sich bestrengen in allen Dingen dem „Durchlauchtigsten“ zu Gefallen zu sein, ihm nicht zu widersprechen und blindlings seinen Befehlen Folge zu leisten.“

„Derselbe Dmitri Golizyn — sonst ein entschlossener und fester Character — war einer von den willfährigen Richtern im Prozesse Devier's. War da noch Selbstständigkeit von den Uebrigen zu erwarten, die sich weder auf einen berühmten Namen noch auf Reichthum oder Familienverbindungen noch endlich auf persönliche Eigenschaften stützen konnten?“

Catharina war im Mai 1727 gestorben. „Bei Eröffnung ihres Testaments waren die Patrioten nicht wenig erstaunt, neben Anordnungen über den russischen Thron Bestimmungen zu finden, die von Verbindung ihres Nachfolgers, Peter II. mit der jüngsten Tochter Menschikow's, von eifriger Wahrnehmung holsteinscher Interessen, endlich sogar vom Ankauf eines passenden und für immer von Abgaben und Lasten aller Art zu befreienden Hôtels für die holsteinsche Gesandtschaft handelten.“ Man hat in diesem Testamente ein untergeschobenes sehen wollen, der Verfasser hält diesen

Verdacht für unbegründet. „Die Großfürstin Elisabeth hat es unterschrieben, wie sie Alles und immer für die Kaiserin unterschrieb. Daß aber Bassewitz und Menschikow bei der Abfassung desselben ihre Hände im Spiele gehabt haben, unterliegt keinem Zweifel und ist neuerdings erwiesen worden\*).

Bald darauf, im September, erfolgte der Sturz Menschikows. „Der Grund seiner Entfernung vom Amte und aus Petersburg ist bekannt und lediglich in einer Hofcabale zu suchen, weniger der seiner Verbannung nach Sibirien: er war des Landesverraths angeklagt! Unmittelbar nach Menschikows Entfernung vom Hofe hatte der russische Gesandte zu Stockholm das Bestehen einer verbrecherischen Correspondenz Menschikows mit dem schwedischen Hofe angezeigt, in welcher der erste Würdenträger Rußlands für Geld Staatsgeheimnisse verrathen und sich seiner dem schwedischen Interesse geleisteten Dienste gerühmt haben sollte“). Was die verhängte Untersuchung in dieser Angelegenheit ergeben, ist uns nicht bekannt. Aber die Verbannung Menschikows nach Sibirien trifft auffälliger Weise mit jener Enthüllung zusammen. Wir stehen an ein Urtheil zu fällen, müssen aber bekennen, daß uns einige der Antecedentien Menschikows — die Abtretung Stettin's, der nahe herbeigeführte Bruch Rußlands mit Polen in Veranlassung der furländischen Frage — als eben so viele Schritte auf dem geraden Wege zum Landesverrath erscheinen.“

„Fast Alle, die über Menschikow geschrieben, bewundern als eine neue Seite an ihm die Seelenstärke und Ergebung, mit der er sein Geschick getragen. Ergebung in die Rathschlüsse der Vorsehung und den Willen des Kaisers war ein charakteristischer Zug der damaligen Zeit; Menschikow eigenthümlich aber war die ungebrochene Energie, mit der er jeder Lebenslage entgegentrat; seine Seele gehörte eben nicht zu den weich geschaffenen. Wir hatten Gelegenheit sein in Sibirien gemaltes Brustbild zu sehen. Auf seinem Antlitze fehlt jener stereotype Zug vornehmer Herablassung, dem wir fast auf allen Portraits des vorigen Jahrhunderts begegnen; keine Perrücke verhüllt die Umrisse seines Kopfes; er ist im rothen Hemde und grauen Kastaun dargestellt; aus dem eingefallenen Gesichte tritt die Adler-

\*) Von der nach dem Testament dem Herzog von Holstein zugefallenen Summe Geldes zog Menschikow 60,000 Rubel zu seinem Besten für seine dem Herzoge bei Abfassung des Testaments geleisteten Dienste ab. S. Mittheilungen der Kaiserl. Ges. für Gesch. und Alterth., 1858, Hft. 3; Protokoll des geheimen hohen Conseils, 29. Juli 1727.

\*\*) S. Mittheilungen der Kaiserl. Ges. für Gesch. und Alterth., 1858, Hft. 3. Protokoll des geheimen hohen Conseils d. d. 3. December 1727.

nase scharf hervor, die breite Stirn beschatteten graue Haare, ein grauer, lang herabfallender Bart umgiebt die hervorspringenden Backenknochen; unter überhängenden, zusammengezogenen Brauen blicken die tiefliegenden Augen hervor.“

„Mittlerweile feierte Petersburg den Sturz des gefürchteten Günstlings. Es beweist das nur die Kurzsichtigkeit der Menschen. Sie hätten bedenken sollen, daß wenn ein so verzogenes Kind des Glückes, der gewaltigste aller Günstlinge, ein Mann, so hochgestellt und von drei Regierungen mit Gnaden überschüttet, in einem Augenblicke fallen konnte, fallen durch die Einflüsterungen eines zwanzigjährigen Favoriten und auf das Wort eines zwölfjährigen Gebieters — es keinen mehr gab, der sicher gewesen wäre.“

„Dieser zwanzigjährige Günstling war der Fürst Iwan Dolgorukow. Wie dieser junge Mensch, so war auch sein Vater, Fürst Alexei Grigorjewitsch, der unzertrennliche Gefährte des Thronerben gewesen, zu einer Zeit schon, da ihn die meisten Hofleute noch gar nicht beachteten; sie hatten seinen Character studirt, seine Schwächen errathen, frühe angefangen ihn zu verziehen und verloren keine Zeit sich seiner völlig zu bemächtigen.“

„Der Fürst Alexei Grigorjewitsch und sein Sohn waren, wenn auch ehrgeizig und verschlagen, doch unbedeutend, voll Selbstvertrauen und Hochmuth. Die Gunst ihres jugendlichen Herrn stellte sie bald in die Reihe der Angeesehensten am Hofe. Zudem hatten sie eine Stütze in einer zahlreichen und mächtigen Verwandtschaft. Fürst Alexei und seine beiden Brüder, Iwan und Sergei, waren mit den ersten russischen Familien verschwägert; ihr Vetter, Wassilji Lufitsch, ein äußerst kluger, geschickter und verschlagener Mensch, war fortwährend mit diplomatischen Missionen betraut; ebenso Wassili Wladimirowitsch, ein hochangesehener Veteran aus den Kriegen Peters, ein Mann von kräftigen Ueberzeugungen und treu von Wort. Dies waren die Dolgorukows — unter ihnen die hervorragendsten durch ihre Stellung am Hofe der Fürst Alexei und sein Sohn; der Begabung nach Wassilji Lufitsch; in der öffentlichen Meinung Wassilji Wladimirowitsch — ein Vorkämpfer der russischen Partei und Feind der Ausländer. Fürst Wassilji Lufitsch, der sich häufig und längere Zeit im Auslande aufgehalten hatte, theilte diese Gesinnungen nicht; doch machte ihn seine äußerst geschmeidige Natur einer festen Ueberzeugung unfähig; der Gott, dem er diente, war sein persönliches Interesse. Alexei Grigorjewitsch und sein Sohn, der Günstling, waren ebenfalls Anhänger der alten Ordnung und Feinde der Deutschen, also auch Ostermanns.“

Die Züge zu dem Bilde Oftermanns hat der Verfasser ausländischen Quellen entlehnt, den Memoiren des Herzogs von Liria und anderen; wir übergehen sie und bemerken nur, daß er den Verdiensten, den staatsmännischen Eigenschaften und der Ehrenhaftigkeit Oftermanns seine Anerkennung nicht versagt.

„Auf der einen Seite also umstanden den jungen Herrscher geschäftsfundige, brauchbare Leute, zum Theil Ausländer, zum Theil Männer aus der Schule Peters des Großen und an ihrer Spitze Oftermann, mit dem ganzen Gewicht seiner Verdienste und seines administrativen Talents, aber auch mit der ganzen Langweiligkeit eines verständigen Rathgebers; auf der andern die Dolgorukows, und hinter ihnen die ganze russische Partei, man könnte sagen die Nation, mit der Losung: fort mit den Ausländern!“

„Diese, die nationale Partei, hoffte der anderen den Vorrang abzugewinnen; hatte doch der Kaiser die Holsteiner und Menschikow entfernt und sich den Dolgorukows zugewandt. Leider ging ihr alle Geschäftskennntniß ab, die eben nur bei ihren Gegnern zu finden war. Sie konnte mehr oder weniger tüchtige Krieger und Diplomaten stellen, aber keinen, der eine Ausschlag gebende Stimme im hohen Conseil gehabt hätte, in dem Oftermann die erste Rolle spielte. Ihr Kampfplatz war der Hof, und sie warfen sich daher mit aller Macht auf Kurzweil und Vergnügungen, auf die wichtigen Geringfügigkeiten, mit denen sie den Kaiser zu bestreiken suchten. Nicht genug damit! Um den Kaiser mehr noch zu fesseln, tröhnten sie alsbald auch seinen bösen Neigungen; statt den frühzeitigen Ausbrüchen zügelloser Lannern zu widerstehen, schürten sie vielmehr dieselben. Sie waren es endlich, die ihn zu einem ausschweifenden Leben anleiteten; täglich bei Anbruch der Nacht, verließ der Kaiser mit seinem leichtfertigen Günstlinge heimlich den Palast, verschwand, man wußte nicht wohin, und kehrte erst mit dem Morgengrauen zurück. Ein großer Theil des Tages wurde dann verschlafen; so blieb des Kaisers feierlich verkündigte Absicht, den Vorsitz im hohen Conseil einzunehmen\*), ein leeres Wort, und Oftermanns für ihn entworfener Studienplan nebst Büchern, Erd- und Himmlskugeln bedeckte sich mit Staub. Als eines Tages Oftermann dem Kaiser ob solchen Treibens Vorstellungen zu machen wagte, hörte ihn dieser mit Aufmerksamkeit an und umarmte ihn, in der Nacht darauf strich er aber schon wieder mit Dolgorukow in der Stadt umher.“

\*) Vollständige Sammlung der Gesetze, Thl. VII., Nr. 5151.

Der Kaiser hatte, zunächst um sich krönen zu lassen, seine Residenz nach Moskau verlegt, zu Ostermann's Leidwesen, dessen Ansehen dort, inmitten der russischen Großen und im Strudel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen, nothwendig leiden mußte. Hier war es, wo der ausschließliche Einfluß des Günstlings und seiner Sippe culminirte und Peter II. sich mit Catharina Dolgorukow verlobte.

Ganze Monate vergingen dem Kaiser auf den Landstügen der Dolgorukows, wo er in ihrer Gesellschaft nur den Freunden der Jagd und der Tafel lebte. Das hohe Conseil hörte auf sich zu versammeln und alle Räder der Staatsmaschine standen endlich still.

„Rußland“, berichtet Le Fort dem sächsischen Hofe, „gleich gegenwärtig einem Schiffe, dessen Steuermann und Schiffsvolk in tiefem Schlafe liegen.“ „Unter den gegenwärtigen Umständen“, schreibt der spanische Botschafter, Herzog von Liria, „bin ich in Rußland völlig unnütz, ein Resident oder Secretair würde genügen.“ Er machte auch kein Hehl aus seinem Bedenken, ferner auf seinem Posten zu bleiben und theilte es Ostermann mit, als dem Einzigen, dem er ein Verständniß für die Lage zutraute. Und nicht zufrieden damit, wandten sich der Herzog von Liria und der deutsche Reichsgefandte, Graf Bratislaw, in einer Collectiv-Note an den Kanzler. . . . „Gewiß, zu keiner Zeit noch hatte die russische Regierung eine ähnliche Demüthigung erfahren, noch niemals war es dahin gekommen, daß fremde Mächte sie an ihre Pflicht erinnern mußten! Und, wenn solch eine Erschlaffung in der Residenz herrschte, in den höchsten Schichten der Verwaltung, was mußte da nicht im Innern des Reichs vorgehen, in den untern Sphären? Welch eine Straflosigkeit, Welch ein Spielraum für Ungesetzlichkeiten aller Art, Bedrückung, Raub, schrankenlose Willkühr“?

So lagen die Dinge, als der Kaiser im Jahre 1730 plötzlich erkrankte. Eine Unvorsichtigkeit, die er beging, als er sich schon in der Besserung befand, kam nach Mannstein's Zeugniß hinzu, und am 19. Januar gegen 4 Uhr Morgens erfolgte sein Tod.

Bezeichnend ist das Urtheil des Verfassers über Peter II. „Ein großer Theil der russischen Schriftsteller“, sagt er, „schildert Peter II. als zu großen Hoffnungen berechtigt; schön von Gestalt, durchdringenden Verstandes, gütigen Herzens. Die Urtheile der Zeitgenossen lauten ähnlich. Graf Münnich schreibt: „. . . er hat geendet zum großen Leidwesen der ganzen Nation, die ihn anbetete.“ Mannstein erwähnt ebenfalls der all-

gemeinen Trauer und fügt hinzu: „Rußland hält bis heute die Zeit unter Peter's II. Regierung für die glücklichste im Laufe der letzten hundert Jahre.“ Der Herzog von Kiria endlich urtheilt: „Rußlands Verlust ist ein unerseßlicher, denn die guten Eigenschaften des Kaisers versprachen eine glückliche und ruhmreiche Regierung; er hatte viel Verstand, Scharfsinn und Anspruchslosigkeit; er zeigte keine Neigung zu irgend einem Laster, und Unmäßigkeit, das Stigma dieser Zeit, war durchaus nicht nach seinem Geschmack.“

„Wie aber sind diese Lobreden auf den Verstorbenen mit den Urtheilen eben dieser Zeugen über Peters Regierung zu vereinigen? Berichten sie nicht selbst von den bösen Neigungen Peters und seiner völligen Gleichgültigkeit für Regierungsangelegenheiten? In der That, die Land- und Seemacht litt nicht nur Mangel an der nothwendigsten Ausrüstung, sondern mußte auch des Soldes entbehren. Auf Verwendung ihrer Gönner erhielten Offiziere und Gemeine aus dem Adel jahrelangen Urlaub, während sie zu den Dienstthuenden gezählt wurden und in Moskau oder auf ihren Landstücken lebten \*). Schrankenlose Willkühr herrschte in allen Zweigen der Verwaltung. Die Gouverneure und Wojewoden beriefen sich auf Ukasen aus den Jahren 1726 und 1727, um alle Selbstständigkeit des Richterstandes zu vernichten und an die Stelle der mangelhaften richterlichen Wirksamkeit ihre eigene noch mangelhaftere zu setzen, womit sie die willkührliche Einmischung in die Gerechtigkeitspflege zum Grundsatz erhoben. Die Einkünfte des Staates gelangten oft gar nicht an ihre Bestimmung, und die Ordre irgend eines Günstlings war hinreichend, um sie irgend einer grußnischen Prinzessin zuzuwenden, statt sie z. B. an die Admiralität gelangen zu lassen. Alles das sollte eine „glückliche und ruhmreiche“ Regierung verheißen haben?“

Zwar begegnen wir unter Peter II. viel seltener, als unter seinem strengen Ahnherrn und dem Regimente der Kaiserin grausamen Strafacten; die Schrecken der Administrativ-Justiz hatten zum Theil dem mildernden Einfluß der Sitten weichen müssen. Allein die Strafen unter dem Reformator wurden von Gerichts wegen verhängt, auf Grund der Gesetze oder wenigstens aus Gründen der Staatsraison. Was waren aber denn Menschikows unerhörte Verbrechen, die, wir sagen nicht seine Verschickung nach Sibirien, sondern seine Entfernung vom Amte und Hofe veranlaßten?

\*) S. „Auszüge aus den Journalen des Admiraltäts-Collegiums“, im *Sbornik der Marine*, 1857.

Welches waren die Verdienste, die der Dolgorukows Erhöhung rechtfertigten? Wenn keine Grausamkeiten unter Peters II. Regierung vorkamen, so war andrerseits auch nicht Recht noch Gerechtigkeit zu finden. Man folterte und brandmarkte nicht mehr im Namen des Gesetzes, aber man hörte überhaupt auf das Gesetz zu beachten. Ueberall, in allen Instanzen entschied allein Gunst oder Ungunst. Ist das nicht am Ende ein noch schlimmerer Zustand?

„Aber, wird man sagen, alles das war die Folge der Jugend des Kaisers und der Gewissenlosigkeit seiner nächsten Umgebung. Angenommen, es sei so gewesen, und bitterer Vorwurf trifft diese Umgebung, namentlich die Dolgorukows, für Alles, was sie an dem Kaiser verschuldet, und was ihre späteren Leiden nicht zu sühnen vermögen — welche Bürgschaften bot denn des Kaisers Charakter für die Zukunft dar? Rußland jubelte, als er Menschikow die Worte zugeherrscht: „Du sollst es erfahren, daß ich Kaiser bin“. Ein großer Theil der Zeitgenossen begrüßte in diesen Worten das Zeichen eines kräftigen Willens, eines Charakters, wie seines Ahnherrn; aber dieser hatte es verstanden, die Derbheiten des ehrlichen Dolgorukow anzuhören; er war hart und unerbittlich gewesen, jedoch einzig im Interesse der Ideen, zu deren erstem Diener er sich selbst gemacht hatte. Sehen wir Aehnliches an seinem Enkel? Von den Rechten der Mündigkeit Besitz ergreifen und sie mißachten — seine Absicht feierlich verkünden, daß er sich den Regierungsgeschäften widmen wolle und sich im hohen Conseil nicht zeigen — das erlaubt uns nicht, einen kräftigen Willen in Peter II. anzunehmen. Es scheint uns im Gegentheil, daß er ein kaltes und unbeständiges Herz, einen schwachen und eigenstimmigen Charakter zu offenbaren begann. In der That, alle seine Zuneigungen — zur Schwester\*), zu Ostermann, zur Cäsarewna, endlich zur Braut, die er sich selbst erkoren hatte, waren unbeständig, unzuverlässig. War der augenblickliche Zauber geschwunden, so konnte er sich grausam und mitleidslos abwenden — ein sicheres Zeichen entweder eines kalten Herzens oder eines nur momentaner Erhebung fähigen Charakters. Wir geben zu, daß eine sorgfältige und erleuchtete Erziehung viel hätte ändern können, jedoch nach dem was vorliegt wiederholen wir, erscheint es seltsam, wie man sich von Peter II. eine Epoche des Glückes und Ruhmes versprechen mochte.“

\*) Diese Schwester, „die Perle des russischen Hofes“, starb jung, 1727, und, wenn wir dem Herzog v. Kiria Glauben schenken, hatte die plötzliche Erkaltung des bis dahin zärtlichen Bruders ihr das Herz gebrochen.

Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück.

Schon als der Zustand des Kaisers sich verschlimmerte und einen tödtlichen Ausgang befürchten ließ, eilten die bestürzten Dolgorukows Rath zu halten. Sie hatten sich zu diesem Zwecke beim Fürsten Alexei Grigorjewitsch versammelt, wo Wassili Lukitsch die Berathung bei sorgfältig verschlossenen Thüren damit einleitete, daß er eine vom dänischen Gesandten soeben erhaltene Zuschrift verlas. Dieser schrieb: „Wie ich höre, sind Se. Majestät gefährlich krank, und sollte in Folge dessen die Cäsarewna Elisabeth zur Regierung kommen, so wäre an freundschaftliche Beziehungen meines königlichen Herrn zum russischen Hofe nicht zu denken; da jedoch Sr. Majestät verlobte Braut ein Glied Ihrer Familie ist, so könnte man auch ihr zum Thron verhelfen, wie ja schon nach dem Ableben Peters des Großen Menschikow und Tolstoi die Nachfolge der Kaiserin Catharina sicherten, was sich bei dem Ansehen Ihrer Familie auch im gegenwärtigen Falle machen ließe und um so leichter, als diese an Macht und Ansehen höher steht\*.“

„Der Kaiser ist gefährlich krank,“ ließen sich darauf die Fürsten Alexei und Sergei Grigorjewitsch vernehmen, „und im Falle seines Ablebens müssen wir seine Verlobte auf den Thron heben.“ Sie hofften das mit Hülfe der Garde, in der sie dienten, ins Werk richten zu können. Allein der alte und ehrenfeste Feldmarschall Wassili Wladimirowitsch wollte von einem so thörichten Unternehmen nichts hören und entfernte sich entrüstet, nachdem er die Unmöglichkeit des Gelingens in kurzer, aber derber Rede entwickelt hatte. Dessen ungeachtet schritten die Zurückgebliebenen zur Abfassung eines Testaments im Namen des Kaisers und zu Gunsten seiner Verlobten. Sie fertigten es in zwei Exemplaren an; unter das eine setzte Fürst Zwan Alexejewitsch den Namenszug des Kaisers, wobei er sich bestrebte, dessen Handschrift nachzumachen, das andere sollte, wenn sich die Möglichkeit dazu bieten würde, dem sterbenden Kaiser zur Unterschrift vorgelegt werden. Mißlang der Versuch, so war man entschlossen sich des von Alexei gefälschten Exemplars zu bedienen.

Der vermessene Günstling eilte mit den beiden Schriftstücken zum Kaiser; allein dieser befand sich bis zum Eintritte des Todes in anhaltend bewußtlosem Zustande und so konnte seine Unterschrift nicht erlangt werden. Was wurde aus dem Testamente? Daß die Dolgorukows versucht hätten,

\*) Aus dem Actenauszuge in Untersuchungsachen wider die Fürsten Dolgorukow.

es geltend zu machen, geht zum wenigsten aus ihrem Verhöre nicht hervor; der Haß Birons aber würde sicher nicht unterlassen haben, ein so wichtiges Moment gegen sie zu kehren. Das Wahrscheinliche ist, daß, wie Fürst Alexei später erklärte, er schon am Morgen darauf, bei nüchternen Uebersetzung, die gefährlichen Schriftstücke verbrannt hat.

Als der Kaiser geendet hatte, hielten die im Palais versammelten Glieder des hohen Conseils noch in der Nacht eine beratthende Sitzung, mit Hinzuziehung einiger der gerade anwesenden höchsten Würdenträger. Man wurde zunächst darüber einig; sämmtliche in Moskau befindlichen Militair- und Civilbeamten, bis zum Range eines Obristen hinab, zum folgenden Morgen um 10 Uhr vor das hohe Conseil zu bescheiden. Dann kam die Thronfolge zur Sprache. Eine feste Thronfolge-Ordnung existirte nicht; eine dahin abzielende Bestimmung im Testamente der Kaiserin Catharina fand um so weniger Beachtung, als die Aechtheit des ganzen Actenstücks in Zweifel stand; so hatte die Willkühr freien Raum. Die zunächst in Vorschlag Gebrachten waren Peters des Großen Töchter, Anna und Elisabeth; jene, die Gemahlin des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, so wie ihr noch unmündiger Sohn, der nachmalige Kaiser Peter III., hatten die Furcht vor ausländischem Einflusse wider sich; diese, einzig dem Vergnügen lebend, war ohne allen politischen Anhang. Dann kam die Nachkommenschaft des Haren Ivan Alexejewitsch. Gegen seine ältere Tochter Catharina, die Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, machte man dieselben Einwendungen, wie gegen die Herzogin von Holstein. Endlich wurde die jüngere, Anna, die verwitwete Herzogin von Kurland, genannt. „Dieser fielen sogleich und ohne Widerspruch Alle zu“, schreibt der Erzbischof Theophanes, und so beschloß die Versammlung ihr die Krone von Rußland anzutragen.

An dieser Sitzung hatten von den Gliedern des hohen Conseils Theil genommen: der Kanzler Graf Golowkin, die Fürsten Wassili Lukitsch und Wassili Wladimirowitsch Dolgorukow und der Fürst Dmitri Michailowitsch Golitsyn. Diese stehen allein im Protokolle des hohen Conseils verzeichnet. Der schlaue und vorsichtige Oftermann hatte sich krank gesagt und wartete die Entwicklung der Dinge auf seinem Zimmer ab.

„Wir können — sagt der Verf. — in diesem Hergange nur einen Staatsstreich der sogenannten russischen Partei, der Aristokratie, sehen und nicht, wie Einige wollen, den Beschluß einer Notablen-Versammlung“.

Nachdem die hohen Würdenträger, in der Meinung, daß mit der

Wahl einer Thronfolgerin ihre Aufgabe gelöst sei, die Sitzung verlassen hatten, beriethen nun erst die allein zurückgebliebenen Glieder des hohen Conseils weiter über die Bedingungen dieser Wahl. Der Fürst Dmitri Golizyn wandte sich zu seinen Collegen: „Rußland, redete er sie an, hat viel zu leiden gehabt vom despotischen Regimente Peters des Großen, wozu die in Menge herbeigezogenen Ausländer nicht wenig beigetragen haben; es thut Noth, der Willkühr gesetzliche Schranken zu setzen und daher der Herzogin die Krone nur unter gewissen Bedingungen anzutragen.“ Dieser Vorschlag kam den Gliedern des hohen Conseils, mit Ausnahme Golowfin's, weder unerwartet noch unerwünscht, und so ward die bekannte Wahlcapitulation beschloffen, deren Fassung wir weiter unten angeben werden.

Mittlerweile hatten sich die Säle mit den herbeigerufenen Militair- und Civil-Beamten gefüllt. Diesen eröffnete der Kanzler das Ableben des Kaisers und die Wahl der Herzogin Anna Iwanowna, jedoch ohne dabei der beschlossenen Bedingungen zu erwähnen. Er forderte sie schließlich auf, ihre Meinung zu äußern. Sie beeilten sich, die Wahl des hohen Conseils gutzuheißen.

Die Wahlcapitulation ist weder im Originale noch abschriftlich auf uns gekommen; ihr Inhalt ist uns nur vom Herzoge von Liria und von Mannstein, so wie in den Depeschen der fremden Gesandten, jedoch in abweichender Fassung überliefert worden. Wir folgen derjenigen, in welcher Mannstein und der französische Gesandte Magnan übereinstimmen. Nach dieser hat sie in folgenden sieben Punkten bestanden:

- 1) die Kaiserin sollte nicht ohne mitwirkende Berathung des hohen Conseils regieren;
- 2) ohne das Conseil befragt zu haben weder einen Krieg beginnen noch Frieden schließen;
- 3) weder neue Auflagen machen noch wichtige Bedienungen vergeben;
- 4) keinen Edelmann ohne vorgängige Ueberführung seiner Schuld bestrafen;
- 5) Niemandes Vermögen confisciren;
- 6) über die Kron Güter weder verfügen noch sie veräußern dürfen;
- 7) sich ohne Einwilligung des hohen Conseils weder vermählen noch einen Nachfolger ernennen.

General Leontjew, Fürst Michael Golizyn und Wassili Lukitsch Dolgorukow waren die Ueberbringer dieser Wahlcapitulation an die Herzogin. Zugleich sollten sie im Auftrage des hohen Conseils die Herzogin ersuchen, ihren Kammerherrn Biron nicht mit nach Rußland zu bringen. Die Deputation verließ Moskau am 19. Januar Abends.

Aber sie waren es nicht allein, die sich auf den Weg nach Mitau machten. Jaguschinski, dessen Schwiegervater, der Kanzler Golowkin, das Verfahren des hohen Conseils im Stillen mißbilligte, schickte ebenfalls einen Boten an die Herzogin ab: er rieth ihr, die angetragene Krone unter jeder Bedingung anzunehmen, sie könne ja, einmal in Moskau, die unliebsamen Bedingungen, als dem wahren Willen des Volkes nicht entsprechend, cassiren. Ebenso benachrichtigte der kurländische Resident am russischen Hofe, Löwenwolde, ein Freund Ostermann's und Biron's, die Herzogin von der stattgefundenen Wahl; und seine Botschaft soll noch vor den Abgeordneten des hohen Conseils eingetroffen sein. Soviel ist gewiß, die auffallend ruhige Haltung der Herzogin, Dolgorukow und seinen Gefährten gegenüber, läßt vermuthen, daß sie auf den Antrag vorbereitet war.

Die Abgeordneten des hohen Conseils trafen am 25. Januar Abends 7 Uhr in Mitau ein und wurden ohne Verzug von der Herzogin empfangen, der sie das Ableben des Kaisers, ihre Wahl und die Bedingungen derselben mittheilten. Die Herzogin bezeugte ihren Schmerz über den unerwarteten Tod des Kaisers, befahl die Capitulation zu verlesen und unterzeichnete sie eigenhändig mit den Worten: „Hiermit gelobe ich Alles, ohne Ausnahme, zu halten.“

So schien es denn dem hohen Conseil mit der veränderten Regierungsform für den Augenblick geglückt zu sein. Am 1. Februar überbrachte ihm der General Leontjew die von der Kaiserin unterzeichneten Bedingungen und ein Rescript vom 28. Januar, worin sie die Uebernahme der Regierung verkündigt und erklärt, nach reiflicher Ueberlegung, zu Ruß und Frommen des russischen Reichs wie ihrer getreuen Unterthanen die Grundsätze, nach welchen sie regieren wolle, festgestellt und eigenhändig unterschrieben zu haben. Sie gab sich also den Schein, die veränderte Regierungsform octroyirt zu haben, indem sie mit keinem Wort verrieth, daß man ihr diese zur Bedingung gemacht hatte.

Mittlerweile war die Kunde von einer Wahlcapitulation und der Rolle, die das hohe Conseil dabei gespielt, in die Doffentlichkeit gedrungen und fast überall mißfällig aufgenommen worden. Alle Zeitgenossen stimmen darin überein. Magnan berichtete darüber seinem Hofe: „Eine solche Verfassung kann dem niederen Adel, der sehr zahlreich ist, nicht genehm sein.“ Und der englische Minister-Resident bezeichnet den Grund der Unzufriedenheit noch bestimmter. „Sie wollen lieber,“ schreibt er, „einen Herrn haben als viele.“ Man griff zu Petitionen an das hohe Conseil. Eine

Eingabe vom 4. Februar ist von 200, zum Theil angesehenen Personen unterzeichnet und in ihrer Art charakteristisch. Sie prüft im Eingange das Verfahren des hohen Conseils und spricht ihm förmlich das Recht ab, den Thron zu besetzen oder die Verfassung zu ändern; ersteres sei vielmehr die Sache der ganzen Nation; doch wolle man es diesmal noch auf sich beruhen lassen, weil das Volk mit der Erwählten zufrieden sei; aber der vom hohen Conseil erschlichene Antheil an der Regierung sei ein Act der Willkühr und beeinträchtige den niedern Adel wie die übrigen Stände in ihren Rechten und ihrer Würde. Hierauf geht die Eingabe der Reihe nach die verschiedenen Regierungsformen durch, bespricht ihre relativen Mängel und Vorzüge und gelangt zu dem Schlusse, daß es nur eine passende für Rußland gebe — die rein monarchische. Endlich werden in Betracht dessen, daß die Kaiserin „ein Frauenzimmer“ sei, einige Vorschläge gemacht, wie: einen Senat aus 21 Gliedern und mit der Competenz des gegenwärtigen hohen Conseils zu errichten; desgleichen eine Instanz für die Oekonomie-Verwaltung, aus 100 Gliedern; ferner neu zu erlassende Gesetze sämtlichen Collegien zu vorgängiger Begutachtung mitzutheilen, da Peter der Große, obgleich er ein weiser Regent gewesen, in den von ihm gegebenen Gesetzen doch vieles übersehen habe, was jetzt zu ändern sei; woher es gerathener erscheine, ein Gesetz vor dessen Erlaß zu prüfen, als das einmal erlassene abzuändern, welches letztere sich mit der Würde des Monarchen nicht vertrage u. a. m.

Das hohe Conseil, das zwar die Macht, aber nicht die eigene, beschränken wollte, ertheilte auf diese Petition den Bescheid, „daß es ihm allein zükäme, Staatseinrichtungen zu treffen, ohne dazu Jemandes Rath einzuholen.

Mittlerweile nahte die Zeit der Ankunft der Kaiserin heran. Am 9. Februar traf sie auf einem Landstige bei Moskau ein, wo sie einige Tage verweilte. Hier that sie gleich die ersten Schritte mit großer Umsicht und Berechnung. Sie empfing die Offiziere der bei ihr auf Wache stehenden Abtheilungen vom Preobraschensischen und Chevalier-Garderegimente auf das Gnädigste und legte sich selbst die Charge eines Obristen vom Preobraschensischen und Capitains vom Chevalier-Garderegimente bei, was diese Truppen, wie der Herzog von Livia versichert, in Entzücken versetzte, den Gliedern des hohen Conseils aber nichts weniger als angenehm war.

Am 15. hielt sie ihren feierlichen Einzug in Moskau. Fürst Wassili Lufitsch Dolgorukow und seine Gefährten ritten ihr zur Seite am Wagenschlage: es war ihr letzter Triumph.

Die Zarentochter Anna war auch als Herzogin von Kurland in enger Verbindung mit dem russischen Hofe geblieben, an dem sie einen stehenden Residenten unterhielt; von mütterlicher Seite her gehörten die Soltzkow's und Komodanowski's zu ihren Verwandten; mit Vielen am Hofe, namentlich mit Ostermann, stand sie in lebhaftem Briefwechsel: alles dieses kam ihr jetzt zu Statten. Wie sie den Oberbefehl über die Garde übernommen hatte, so wählte sie jetzt auch ihre Staatsdamen aus den Frauen der ihr ergebenen und einflußreichsten Männer, womit sie sich diesen dankbar erwies und es zugleich erreichte, daß sie, der strengen Ueberwachung des hohen Conseils zum Troß, in directe Verbindung mit ihrem Anhange treten konnte. So war die Gemahlin Soltzkow's eine der thätigsten Unterhändlerinnen zwischen der Kaiserin und der Partei, zu der ihr Mann gehörte. Ebenso wußte die Kaiserin um alles, was im hohen Conseil vorging, durch Ostermann und dessen Gemahlin.

Endlich beschloßen die Anhänger der Kaiserin, sie förmlich und schriftlich um Aufhebung der ihr aufgedrungenen Wahlbedingungen anzugehen. Sechs bis acht hundert derselben begaben sich am 25. Febr., Morgens nach abgehaltenem Gottesdienste, ins Palais, wo Fürst Trubezkoi in feierlicher Audienz\*), zu der auch die Glieder des hohen Conseils entboten waren, der Kaiserin eine Bittschrift überreichte, deren Inhalt uns aus den Memoiren des Herzogs von Livia und Magnan's Depesche bekannt ist. Die Wahlbedingungen sollten annullirt und der Nation Gelegenheit geboten werden, ihren wahren Willen in Betreff der Verfassung zu manifestiren. Die Kaiserin hieß die Bittschrift verlesen, worauf der Fürst Escherkasski sich anschickte etwas zu sagen, aber vom Fürsten Wassili Dolgorukow unterbrochen wurde, der die Kaiserin aufforderte in ein Nebengemach zu treten,

---

\*) „Zashkow, der die Memoiren des Herzogs von Livia ins Russische übersezt hat, erzählt in einer Anmerkung, daß man der Kaiserin täglich ihren Liebling, den kleinen Sohn Biron's, bringen mußte, der ihr alles, was ihr zu wissen Noth that, im Busen versteckt zutrug. Als die Dinge reif waren, habe der Erzbischof Theophanes, als Zeichen seiner Ergebenheit, der Kaiserin eine kostbare Tischuhr überreicht, die sie anfangs anzunehmen sich weigert, schließlich aber auf dringendes Bitten doch behalten habe. Bei dem kleinen Biron habe sie die Weisung gefunden, im Innern der Uhr nachzusehen, und dort den Plan zum Schlußact gefunden. Darauf sei sie am bestimmten Tage wider Erwarten der Dolgorukow's im Thronsaale erschienen und habe dort das Bittgesuch entgegen genommen. Der Eifer ihrer Getreuen habe sie dabei so sehr gerührt, daß sie im Begriffe gewesen ihre Dankbarkeit durch eine Verbeugung auszudrücken, aber ihre Staatsdame Soltzkow habe sie noch rechtzeitig beim Kleide erfaßt und davon zurückgehalten.“

um den Bescheid in einer so wichtigen Angelegenheit in Ueberlegung zu ziehen, die Herzogin von Mecklenburg hielt sie jedoch davon ab. Bei den Worten Dolgorukow's erhob sich ein allgemeiner Tumult; am lautesten war das Militair in seinen Demonstrationen von Treue und Ergebenheit bis zum Tode. Als der Lärm sich gelegt hatte, ergriff die Kaiserin die Feder und genehmigte das Bittgesuch mit den Worten: Dem sei also!

Allein damit waren die Ereignisse dieses bedeutungsvollen Tages nicht zu Ende. Als die in den Borgemächern Versammelten aus dem niederen Adel und den übrigen Classen hörten, daß die Kaiserin gestattet habe dem Gesuche gemäß Wünsche in Hinsicht der Verfassung zu verlautbaren, meinten sie, das ließe sich ja gleich an Ort und Stelle abmachen, man habe nur Ihre Majestät um Wiederherstellung der autokratischen Regierungsform anzugehen. Eine zweite Audienz wurde sofort erbeten und für den Nachmittag zugesagt. Um aber die Glieder des hohen Conseils unschädlich zu machen, befahl sie die Kaiserin zur Mittagstafel.

In der Zwischenzeit wurde eine neue Bittschrift abgefaßt, in der man die Kaiserin ersuchte: selbstherrschend zu regieren, gleich ihren glorreichen Vorfahren; ferner, das hohe geheime Conseil aufzuheben und dagegen den Senat in die Rechte und Pflichten, die er unter Peter dem Großen gehabt, wieder einzusetzen. Dieses Gesuch wurde in der hierauf ertheilten Audienz vom Fürsten Kantemir laut verlesen. Die Kaiserin drückte der Versammlung ihre Erkenntlichkeit für die an den Tag gelegte lobenswerthe Gesinnungen aus und versprach ihre Wünsche zu erfüllen. Hierauf wandte sie sich an das hohe Conseil: „Also,“ rief sie, „war es nicht der Wille der Nation, daß ich die mir in Mitau vorgelegten Bedingungen unterschreiben sollte? Also hast Du mich getäuscht, Fürst Wassili Lukitsch?“ Nachdem sie die verlangten und sogleich zur Stelle geschafften Wahlbedingungen zerrissen hatte, fuhr sie fort: „Der russische Staat ist von Alters her autokratisch regiert worden, und ich trete hiermit in die Rechte meiner Vorfahren, deren Thron ich nach dem Rechte der Erbfolge und nicht, wie das hohe Conseil behauptet hat, nach Wahlrecht bestiegen habe; und wer sich meinem Willen widersetzt, soll als Verräther bestraft werden.“ Uebrigens, fügte sie hinzu, wolle sie milde regieren und nur im äußersten Falle zur Strenge greifen.

„Die Anwesenden,“ versichert Mannstein, „begrüßten diese Worte mit Jubel und die Freude machte sich laut in der ganzen Stadt; doch“, fährt er fort, „am Abend desselben Tages ergoß sich über den Himmel die blutige

Röthe eines ungewöhnlichen Nordlichts und rief eine gewaltige Aufregung im abergläubigen Volke hervor. . . .“

„Das Volk hatte diesmal Recht: der purpurne Schein am Himmel war die Morgenröthe der blutigen Tage unter Biron's Schreckensherrschaft.“

Auch der alte Oligarch Dmitri Golikhyn hatte Recht mit seiner Klage: „Das Mahl war bereitet, aber die Gäste waren seiner nicht werth; ich weiß, daß Unheil mich treffen wird — was thut's: werde ich doch für's Vaterland leiden; ich bin alt und der Tod schreckt mich nicht, aber die sich jetzt an meinen Leiden zu laben hoffen, werden schwerer als ich zu leiden haben!“

A. G — e.

---

## Aus Nizza.

---

Ich hatte mich in der Schweiz etwas verspätet. Es war gegen Ende October a. St., und da auf den Bergen, welche Montreux zum Schutze gegen Norden dienen, Schnee gefallen und uns allmählig näher gerückt war, begann es bereits winterlich zu werden. Die Landschaft hatte ihren Charakter wesentlich verändert, war aber in ihrer Weise fast nicht minder schön. Unten war es noch Herbst und bei der nebligen Atmosphäre wechselten oft schnell Färbung und Beleuchtung. Bis spät in den Vormittag hinein trieb die Sonne mit den Wolken ihr farbenreiches Spiel, mit ihnen auch den See in jene zarten Tinten tauchend, die nur der Süden kennt. Die Berge des gegenüberliegenden Ufers, sonst so eintönig, hatten sich bis nahe zu ihren Gipfeln hinauf in die mannigfachsten Nuancirungen von Roth, Braun, Orange, Gelb gekleidet, die oft von einem wandernden Streiflicht in ein einiges glühendes Goldroth verschmolzen wurden, so feierlich anzuschauen. Ueber uns aber hatte sich eine eigene Welt gebildet, eine andere Welt, als die da unten. So stille waren sie da oben zu schauen, die schneebedeckten Höhen und Thäler und weiten, öden Flächen; hier ein dunkler Nadelwald, dort einzelne schlanke Tannen, die Höhe hinaufklimmend und so zierlich sich abzeichnend auf dem lichten Schnee, so einsam dastehend, wie verlassen in der stummen Dede — eine Welt für sich, so nahe dem Leben und Treiben da unten und doch so fern, als wollte sie nichts mit ihnen zu schaffen haben, so theilnahmlos, in sich versunken,

daß der Blick, wenn er bei einer Wendung des Weges ihrer plötzlich ansichtig wurde, befremdet und wie gebannt an ihr haften blieb.

Bald jedoch zwangen mich heftige Stürme die Reise nach Nizza, wo ich den Winter zubringen sollte, anzutreten. In Genf fanden wir die Jahreszeit bedeutend mehr vorgerückt; der Schnee war so reichlich gefallen, daß die Knaben große Schneemänner hatten bilden können. Doch gleich hinter Genf schwand wieder jede Spur des Winters und als wir Lyon passiert waren, wehten uns südliche Lüfte an. Die Gegend trug übrigens nichts weniger als den Charakter südlicher Heppigkeit. Zwar sahen wir Maulbeerbäume, bald auch Olivengärten und Cypressen, doch war der Boden sandig und bildete eine einförmige, wenig bebauete, nur gegen Osten von kahlen Bergen begrenzte Ebene. Wir fuhren an Avignon, Marseille, Toulon vorüber, ohne daß sich die Physiognomie des Landes wesentlich verändert hätte. Als wir jedoch die Berghöhe des Esterel passiert hatten, die auf halbem Wege zwischen Toulon und Nizza liegt und den heftigen Westwinden, welche in der Provence herrschen, ein Bollwerk entgegensetzt, spürten wir plötzlich eine auffallende Veränderung. Schon während wir uns noch in die Ebene hinabsenkten, umfing es uns mit wohlthuender, sommerlicher Wärme und bald gab sich selbst dem Auge des Laien in der Botanik kund, daß wir die Region der immergrünen Sträucher und Bäume betreten hatten. Hier und nicht erst bei dem Flusse Var ist in klimatischer und vegetativer Beziehung die Grenze Italiens, eine Grenze, wie sie von der Natur selten so schroff gezogen ist. Zwischen dem greisen Grün der Olivengärten machte sich das saftige, frische Laub der Drangen- und Citronenbäume und des Lorbeers doppelt schön; schärfer aber noch und fremdartiger zeichnete sich die Landschaft durch die oft mannhohen, überall wuchernden Agaven und das hohe italienische Rohr. Gern wären wir bei Cannes etwas verweilt, um das  $\frac{3}{4}$  Stunden davon entfernte, auf der gleichnamigen Insel belegene Fort St. Marguerite zu besuchen, wo die eiserne Maske 17 Jahre ihres elenden Lebens vertrauert hat und das nun etwa 40 Araberhänpftlingen zum Gefängniß dient. An dem Häuschen vorbei, in dem Napoleon I. bei seiner Landung von Elba die erste Ruhe genossen und auf dessen Vorderseite man die Worte liest:

Chez moi s'est reposé Napoléon,

Venez boire et célébrer son nom!

über den Grenzfluß Var, hatten wir uns Nizza bis auf  $\frac{3}{4}$  St. genähert,

als sich plötzlich bei einer Hebung des Weges, wie wenn sich ein Vorhang aufgerollt hätte, die herrliche Bucht vor unseren Blicken aufthat. Bereits 4 Monate habe ich hier zugebracht, aber noch immer hat sich mein Auge an diesem reizenden Gemälde nicht satt gesehen. An einer Bucht, die ihre malerischen Seitenarme weit in das Meer hinausstreckt, liegt Nizza mit seiner Hauptmasse um einen isolirten, gegen das Meer steil abstürzenden Felsberg gelagert und den Strand weithin mit einer zusammenhängenden Reihe von Landhäusern, Villen und Gärten umsäumend. Gegen das Land zu ist es von 3 Seiten von den Vorbergen der Seealpen umgeben, von denen die zunächst gelegenen bis zu ihren Gipfeln mit Olivenwäldungen, Orangen- und Citronengärten bedeckt und mit einer Anzahl freundlicher, geschmackvoller Villen besäet, ein halbkreisförmiges Becken bilden, in dessen üppigem Schooße die Stadt liegt. Hinter dieser grünen Hügelreihe erheben sich, sie hoch überragend, nackte Felsberge von weicher, röthlich-grauer Färbung, die theils über sich, theils in ihren Thaleinschnitten die schneebedeckten Häupter der Seealpen zeigen. Und dieses Gemälde faßt das Meer in seinen weiten Rahmen, mit seiner tiefen Bläue die Ueppigkeit und Freundlichkeit der Landschaft in reizendem Contraste hervorhebend. Ueber alles aber wölbt sich der milde, reine Himmel Italiens, der Luft jene Krystallhelle und Durchsichtigkeit, der Landschaft jenen unendlich lieblichen Zauber verleihend, jenes Lichte, Klare, Lächelnde, das man nördlich von den Alpen vergeblich sucht. Manchmal will ich es kaum fassen, daß das unsere Erde sei, dieselbe Erde, die ich nun seit einem halben Menschenleben kenne; und dann wieder bleibe ich verwirrt stehen: was ich sehe, ist so paradiesisch schön, ist geschaffen eine Wohnung des Friedens und des Glücks zu sein, in mir aber machen sich Stimmen laut, mir zuraunend von Unfrieden und allerlei Menschenelend, dessen die Erde voll, daß ich aus dem Widerstreit der Empfindungen mich nur mit Mühe herauszufinden vermag. Noch nie hat sich mir in so ergreifender Weise die Welt dargestellt als ein Werk, ursprünglich angelegt zu wundervoller Harmonie und Schönheit, die aber in der Folge ein furchtbarer Frevler gestört und entstellt.

Da Nizza gegenwärtig in den Gesichtskreis der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt ist, möchten einige Notizen über seine Geschichte nicht ohne Interesse sein. Es ist ursprünglich eine griechische Colonie, von den Phocäern von Massilia (Marseille) aus muthmaßlich um 300 v. Chr. gegründet. Nachdem es sich bei dem Durchzuge Hannibal's durch Gallien an die

Römer geschlossen, kam es späterhin mit dem übrigen Oberitalien unter deren Botmäßigkeit. Der Verfall des Römerreiches brachte auch über Nizza eine Zeit der Plünderung und Verwüstung. Gothen, Burgunden, Longobarden und Franken bemächtigten sich wechselweise desselben und es entriß sich der Herrschaft der Letzteren nur, um ein Jahrhundert darauf im Jahre 741, Schutz suchend gegen die Räubereien der Mauren, sich freiwillig der Provence anzuschließen, als dieselbe mit dem Frankenreiche vereinigt wurde. Darauf stand es unter den Grafen von Arles und der Provence. Seit dem Anfange des XI. Jahrhunderts selbständig, zuerst unter eigenen Grafen, dann als Republik, wurde es 1176 wiederum unterworfen und verblieb bei der Provence, auch als Beatrix, die Erbin der Provence, Karl von Anjou heirathete, den nachmaligen König von Neapel. Genöthigt an den Erbschaftsstreitigkeiten Theil zu nehmen, welche der Tod der Königin Johanna I. von Neapel hervorrief, sah es sich in der Folge gezwungen, da ihm Ladislaus, König von Neapel, keinen genügenden Schutz gegen seine Gegner gewähren konnte, sich mit dessen Zustimmung an den Herzog Amadeus VII. von Savoyen zu ergeben. Mit dieser Unterwerfung (1388) begann für Nizza eine ruhigere, gedeichlichere Zeit und es ist, die Zwischenzeit von 1792 bis 1814 abgerechnet, wo es als Hauptstadt des Departements des Alpes maritimes zu Frankreich gehörte, ununterbrochen nun mehr als 4½ Jahrhunderte bei dem Hause Savoyen verblieben.

Nach der Zählung von 1858 hat die frühere Grafschaft Nizza 125,000 Einwohner, von denen auf die Stadt und ihr Campagna 44,000 kommen. Die Industrie ist ganz unbedeutend und es steht ihr bei der Indolenz der Bewohner auch keine große Zukunft bevor; sie beschränkt sich auf Bereitung von Del und Parfümerien, die nebst Südfrüchten auch die Hauptartikel der Ausfuhr bilden. Außer dem kleinen, unmittelbar an der Stadt gelegenen Handelshafen gehört zu dem Gebiete von Nizza auch noch der größere,  $\frac{3}{4}$  Stunden von hier befindliche Hafen von Villafranca, der seit einiger Zeit russischen Kriegsschiffen zur Station dient. In Folge des zahlreichen Fremdenbesuchs vermag sich zwar selbst das Landvolk in der nächsten Umgebung der Stadt im Französischen verständlich zu machen, die eigentliche Volkssprache ist aber ein Patois, das die meiste Verwandtschaft mit dem Provençalischen hat, daneben auch das Italienische und vornehmlich das Lateinische durchklingen läßt. Volkszustände, Lebensweise, Sitten, Tracht, Charakter und Gesichtsbildung sind italienisch und daß der Nizzarde auch

des dem Italiener eigenen Kunstsinns nicht ermangelt, bezeugen die hiesigen Sculpturarbeiten und die ganz vorzüglichen Holzmosaiken.

Gegenwärtig ist die Bevölkerung in großer Spannung und die Aufregung der Gemüther giebt sich in häufigen Demonstrationen kund, die von beiden Parteien einerseits in der italienischen Oper, andererseits im französischen Theater gemacht werden. Zu Gunsten Sardinien's finden seit einiger Zeit auch öffentliche Umzüge Statt, die aber mehr von Einzelnen auszugehen scheinen und von der Bevölkerung mit großer Kühle aufgenommen werden. Die materiellen Interessen sprechen mit Entschiedenheit für den Anschluß an Frankreich und eine einseitige Berücksichtigung derselben ist bei der nicht geringen Mißstimmung, welche verschiedene Maßregeln der Regierung hervorgerufen haben, nicht wenig zu befürchten. Die 1849 erfolgte Aufhebung des porto franco beraubte die Stadt eines uralten, in dem Unterwerfungsact von 1388 stipulirten Privilegiums und traf die Stadt um so empfindlicher, als bei der geringen Entwicklung der Industrie in den sardinischen Staaten die Manufacturerzeugnisse größten Theils aus dem Auslande, besonders aus Frankreich bezogen werden. Desto wünschenswerther erscheint die Aufhebung der sardinisch-französischen Zollstation an der eine Stunde von hier belegenen Vargrenze. Allgemeine Unzufriedenheit erregt auch die ungleiche Vertheilung der Abgaben und das neue Recrutirungsreglement, das, eine allgemeine Wehrfähigkeit der Bevölkerung bezweckend, von dem sorglosen Nizzarden mit Unwillen aufgenommen wurde. Auch findet man, daß während die französische Regierung gemeinnützige Unternehmungen bereitwillig unterstütze, man hier sogar die Genehmigung nur mit Schwierigkeit und nach großem Zeitverlust erhalte, ferner auch die speciellen Interessen Nizzas keinerlei Berücksichtigung erfahren. Während die Verbindung mit Turin und Genua noch immer eine schwierige ist, sieht man die französische Eisenbahn sich von Toulon aus bereits nahen. Selbst die niedere Geistlichkeit ist dem Anschlusse nicht abhold, da dieser Stand in Frankreich größere Achtung und bessere Besoldung genießt. Bringt man nun zu der Mißstimmung den eigenthümlichen Charakter der Nizzarden in Anschlag, in dem der fortwährende Fremdenverkehr einen oft widerwärtig berührenden Eigennuß entwickelt hat, so wird man es erklärlich finden, daß bei einer etwanigen Abstimmung das entscheidende Wort von den materiellen Interessen gesprochen werden wird. Wollte man aus dem Umstande, daß Garibaldi ein geborener Nizzarde ist, auf die Vaterlandsliebe seiner Landsleute schließen, so würde man sich sehr irren. Der Niz-

zarde betrachtet seine Stadt nur als eine große Bude, in der er mit den Strahlen der südlichen Sonne und dem herrlichen Klima einen einträglischen Schacher treibt und es gilt ihm gleich, von wem er diese Bude zur Miethel hat. Die Gerechtigkeit verlangt übrigens nicht unerwähnt zu lassen, daß Nizza mit dem übrigen Italien durch geschichtliche Traditionen nur sehr locker verknüpft ist, daß die Seealpen sogar ein Verwachsen seiner materiellen Interessen mit denen Sardinien's verhindert haben und der eigentliche Lebensquell der Bevölkerung in der Ausbeutung der Schaaren von Fremden besteht, die hieher alljährlich aus allen Weltgegenden zusammenströmen. So wenig nun aber auch Napoleon, der überhaupt die Stimmung der Völker so meisterhaft zu berechnen und als Hebel seiner Politik zu benutzen versteht, sich irren mag, wenn er meint, daß nationale Sympathien die Nizzarden nicht abhalten würden, ihr Geburtsrecht für ein Linsengericht zu verkaufen, so ist doch der Erfolg einer etwanigen Abstimmung noch nicht mit Gewißheit vorauszu sehen. Denn abgesehen von denen, welche wegen persönlicher Vortheile oder auch ihrer politischen Bestimmung auf der Seite Sardinien's stehen, fürchten die weiter Blickenden die Concurrenz der unternehmenderen und thätigeren Franzosen, eine Concurrenz, die auch sicherlich der Stadt zwar zum Gedeihen gereichen, den geborenen Nizzarden aber mit der Zeit das Linsengericht vor dem Munde wegnehmen würde. Auch schreckt die Zwangsjacke der französischen Polizei und die gewiß unbegründete, doch sehr verbreitete Befürchtung, es werde die Annexion eine Abnahme des Fremdenbesuches nach sich ziehen. Der Borgang Savoyens und das Verhalten der französischen Partei, die unter dem Einflusse der zahlreichen, hier naturalisirten Franzosen neuerdings bei ihren Demonstrationen etwas verlegend aufgetreten ist, wird für das eine Achtel entscheidend sein, das etwa noch im Schwanken begriffen ist und bei einer Abstimmung den Ausschlag geben dürfte.

Die Grafschaft Nizza reicht gegen Osten bis zu dem Städtchen Turbia und dem Fürstenthum Monaco. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Grenze etwas weiter nach Osten ausgedehnt werden wird, entweder bis zum Flusse Roya, der bei Ventimiglia in's Meer fällt, oder bis zu dem Bergrücken, der jenseits dieses Flüsschens vom Meere bis zu den Seealpen hinaufreicht und an dem bisher im Falle eines Krieges mit Frankreich das sardinische Heer Posto zu fassen pflegte. Groß ist somit der Landstrich nicht, den Frankreich hier zu gewinnen im Begriff steht, doch bietet er in strategischer Beziehung ihm den Vortheil dar, daß Sardinien im Falle eines Krieges

auf zwei völlig getrennten Punkten eines Angriffs gewärtig sein müßte, auf dem Wege von Nizza nach Turin nämlich und auf dem von hier nach Genua, während es im Besitz der Bargrenze seine Südwest-Armee vereinigt halten konnte.

Nizza, im März 1860.

---

Druckfehler:

Im dritten Heft S. 289 Z. 10 v. u. l. Giro — st. Geld —.



---

Theodor Böttcher,  
Eibl. Hofgerichtsrath.

Redacteurs:

Alexander Falck,  
Rigischer Rathsherr.